

»So fesselnd und detailreich,
als wäre es ein Roman.«

Los Angeles Review of Books

Douglas Smith

Und die Erde wird zittern

Rasputin und das Ende
der Romanows

THEISS

Douglas Smith

Und die Erde wird zittern

Rasputin und das Ende der Romanows

Aus dem Englischen
von Cornelius Hartz, Martin Richter
und Bernd Rullkötter

THEISS

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Für die englischsprachige Originalausgabe:
Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel „Rasputin: Faith, Power,
and the Twilight of the Romanovs“.
Copyright © 2016 by Douglas Smith
Published by arrangement with Farrar, Straus and Giroux, LLC, New York.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG.
© 2017 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.
Übersetzung: Cornelius Hartz, Martin Richter und Bernd Rullkötter
Fachlektorat: Tanja Milewsky, Leipzig
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Einbandabbildung: Rasputin, undatierte Porträtaufnahme, © akg-images;
Zar Nicholas II., Alexandra und ihre Töchter Olga und Maria um 1908,
© Romanov Collection, General Collection, Beinecke Rare Book and
Manuscript Library, Yale University
Einbandgestaltung: Harald Braun, Berlin
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3574-6

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:
eBook (PDF): 978-3-8062-3569-2
eBook (epub): 978-3-8062-3570-8

Für Stephanie

*Und in Erinnerung an meinen Vater,
D. William Smith
(1929–2013)*

Auch behauptet man: die Tölpel,
Als sie an das Meer gelangten
Und gesehn, wie sich der Himmel
In der blauen Fluth gespiegelt,

Hätten sie geglaubt, das Meer
Sei der Himmel, und sie stürzten
Sich hinein mit Gottvertrauen;
Seien sämtlich dort ersoffen.

Heinrich Heine,
Atta Troll, Caput XII

Inhalt

Hinweis zu Daten und Schreibweisen	13
Einleitung: Der heilige Teufel?	19

Teil eins

Der heilige Pilger: 1869–1904

1. Die Anfänge	31
2. Der Pilger	41
3. Nikolaus und Alexandra	53
4. Monsieur Philippe	56
5. Alexei	72
6. Die brennende Fackel	77
7. Der verrückte Mönch	90

Teil zwei

Unser Freund: 1905–1909

8. Auf dem Weg zum Thron	95
9. Rasputin-Nowy	102
10. Sekten und Geißeln	114
11. Die Dämonen des Silbernen Zeitalters	123
12. Anna Wyrubowa	134
13. Die Augen	140
14. „Gebete, die uns läutern und schützen ...“	144
15. Die Untersuchung, Teil I	153
16. Der erste Test	172
17. „Besser zehn Rasputins ...“	185

Teil drei

Skandal! 1910–1911

18. Ärger im Kinderzimmer	203
19. Die Presse entdeckt Rasputin	218

20. Auf der Suche nach Rasputin	228
21. Fürst Jussupow	236
22. Im Heiligen Land	254
23. Rasputin über Rasputin	265
24. Iliodors Triumph	277
25. Zwei Morde	285
26. Konfrontation mit dem „Antichrist“	291

Teil vier

Eine Zeit der Wunder: 1912–Juli 1914

27. Germogens Sturz	297
28. Iliodor, der Apostat	306
29. Quousque tandem abutere patientia nostra?	318
30. Der Schlag an den Alkoven	331
31. Die Untersuchung, Teil II: War Rasputin Chlyst?	349
32. Das Wunder in Spała	360
33. Kriege und Feierlichkeiten	375
34. Gossenreden, Namensgläubige und Mord- verschwörungen	383
35. Am Rande eines Abgrunds	401
36. Der Anschlag	409
37. „Diesmal hat es nicht geklappt ...“	422
38. Iliodors Flucht	433

Teil fünf

Krieg: Juli 1914–1915

39. Eine bedrohliche Wolke	441
40. Der Vorfall im Restaurant Jar	454
41. Rasputins Frauen	467
42. Abendgesellschaft mit Rasputin	481
43. Die religiösen Gesichter Rasputins	491
44. Ein Sommer der Wirren	499
45. Die „Towarpar“	514
46. Nikolaus übernimmt das Kommando	520
47. Rasputin, der Günstling	529

48. Ein neuer Skandal	538
49. Die Troika	546
50. Gorochowaja 64	560
51. Dunkle Kräfte und verrückte Chauffeure	572
52. Noch ein Wunder	585

Teil sechs

Das letzte Jahr: 1916

53. Revolution liegt in der Luft	591
54. Der Minister plant einen Mord	596
55. Iliodor in Amerika	612
56. Auf unserer oder auf deren Seite	617
57. Rasputin, der Spion?	631
58. Rasputin und die Juden	641
59. „Die Sonne wird scheinen ...“	654
60. Apotheose	661
61. Dummheit oder Verrat?	670
62. „Wanja ist da“	679
63. „Meine Stunde wird bald schlagen“	690
64. Der letzte Tag	698
65. Ein feiges Verbrechen	702
66. Die Morduntersuchung	709
67. Die Leiche im Wasser	714
68. Das Drama der Familie Romanow	728
69. Orgien, Homosexualität und die geheime Hand der Briten	738
70. Das Ende des Tobolsker Jochs	750

Teil sieben

Die Nachwirkungen: 1917–1918

71. Zeit für Domino	759
72. Hier liegt der Hund	767
73. Der Mythos	772
74. Offene Rechnungen	778

Inhalt

Epilog	791
Anmerkungen	802
Bibliografie	842
Danksagung	878
Bildnachweise	880
Register	882

Hinweis zu Daten und Schreibweisen

Bis Februar 1918 galt in Russland der Julianische Kalender, der dem im Westen verwendeten Gregorianischen Kalender mit einer Differenz von 12 Tagen (im 19. Jahrhundert) beziehungsweise 13 Tagen (im 20. Jahrhundert) nachlief. Im Januar 1918 verabschiedete die bolschewistische Regierung die Übernahme des Gregorianischen Kalenders zum Ende des Monats. Das bedeutete, dass in Russland auf den 31. Januar 1918 direkt der 14. Februar folgte. Ich habe mich entschieden, alle Ereignisse in Russland vor dem 31. Januar 1918 nach dem alten Kalender wiederzugeben, die danach nach dem neuen Kalender. In jenen Fällen, wo es dabei zu Missverständnissen kommen könnte, habe ich (alten Stils) beziehungsweise (neuen Stils) hinzugefügt.

Die aussprachenaher Transkription der russischen Namen und Begriffe folgt den Richtlinien des DUDEN. Feminine Endungen russischer Nachnamen habe ich beibehalten (z. B. Maria Rasputina); Herrschernamen (wie Zar Nikolaus) sind in der im Deutschen gebräuchlichen Form wiedergegeben.



Russland und Westsibirien, um 1914





St. Petersburg, um 1914



Einleitung

Der heilige Teufel?

An einem sonnigen Frühlingstag des Jahres 1912 trug Sergei Prokudin-Gorski im abgelegenen sibirischen Dorf Pokrowskoje seine große Kamera mitsamt Stativ hinunter ans Ufer der Tura. Er war einer der innovativsten Fotografen seiner Zeit, ein Pionier der Farbfotografie. Den russischen Zaren Nikolaus II. hatten Prokudin-Gorskis Bilder so beeindruckt, dass er ihn beauftragt hatte, die Vielfalt seines Reichs in all seiner Farbenpracht festzuhalten.

An diesem Tag sollte seine Kamera eine ganz typische ländliche Szene einfangen. Die weiße Dorfkirche erstrahlte in der Sonne und erhob sich über schmucklos zusammengezimmerten braun-grauen Holzhäusern und Scheunen. An einem Fenster hing ein Blumenkasten, darin steckte eine Pflanze mit roten Blüten, vielleicht eine Geranie, ein reizvoller Kontrast zur dunklen Fensterscheibe. In aller Ruhe grasten zwei Kühe auf den grünen Trieben der Weide, die sich gerade erst vom langen sibirischen Winter erholte. Zwei Hausfrauen verrichteten am Ufer des Flusses ihre tägliche Arbeit. Ein einsames Boot lag im Schlamm, bereit für den nächsten Fischzug auf der Tura. Im Grunde sah das Dorf aus wie so viele namenlose Dörfer, die Prokudin-Gorski in den letzten Jahren fotografiert hatte.

Doch dies war kein Dorf wie jedes andere, und Prokudin-Gorski wusste genau, dass Zar und Zarin von ihm erwarteten, Pokrowskoje in den großen fotografischen Überblick mit aufzunehmen. Schließlich war es der Heimatort des berüchtigtsten Russen jener Tage. Jenes Mannes, der im Frühjahr 1912 im Mittelpunkt eines Skandals stand, der Nikolaus' Herrschaft mehr erschütterte, als es irgendein anderes Ereignis je vermocht hatte. Schon seit Jahren waren Gerüchte über ihn in Umlauf, doch erst jetzt hatten es die Minister des Zaren und die Politiker der Duma, der gesetzgebenden Versammlung Russlands, gewagt, ihn offen anzuprangern. Sie hatten den Palast aufgefordert, ihnen und dem ganzen Land zu erklären, wer dieser Mann nun eigentlich war und in welcher Beziehung genau er zum Thron stand. Es hieß, er gehöre einer bizarren religiösen Sekte an, die den

schlimmsten Formen sexueller Perversion fröne. Es hieß, er sei ein Betrüger, der sich als frommer Mann ausbebe und Zar und Zarin derart um den Finger gewickelt habe, dass sie ihn als ihren geistig-spirituellen Führer ansahen. Es hieß, er habe die ganze russisch-orthodoxe Kirche unter seine Kontrolle gebracht und gestalte sie nun nach seinen eigenen unmoralischen Vorstellungen um. Es hieß, er sei lediglich ein schmutziger Bauer, der es nicht nur geschafft habe, sich in den Palast einzuschleichen, sondern durch Intrigen und Täuschung zur wahren Macht hinter dem Thron aufzusteigen. Es hieß, er sei eine echte Gefahr für die Kirche, für die Monarchie, ja, für ganz Russland. Der Name des Mannes war Grigori Jefimowitsch Rasputin.

All das muss Prokudin-Gorski an jenem Tag durch den Kopf gegangen sein. Es war nicht irgendein Dorf, das er hier für den Zaren fotografierte – es war der Geburtsort Rasputins. Der Fotograf machte diverse Aufnahmen von Pokrowskoje, aber seltsamerweise achtete er darauf, dass das Haus nicht ins Bild kam, in dem der berühmte Sohn des Dorfes seine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Vielleicht war dieser Umstand ein ganz persönlicher Kommentar des großen Fotografen zu jenem Mann, über den mittlerweile ganz Russland sprach.

Rasputins Biografie ist eine der bemerkenswertesten der neueren Geschichte und liest sich beinahe wie ein düsteres Märchen: Ein undurchsichtiger, ungebildeter Bauer aus dem rauen Westsibirischen Tiefland vernimmt den Ruf Gottes und macht sich auf die Suche nach dem wahren Glauben. Er begibt sich auf eine Reise, die ihn über viele Jahre durch die endlosen Weiten des Landes führt, bevor er schließlich sein Ziel erreicht: den Palast des russischen Zaren. Die kaiserliche Familie nimmt ihn auf und lässt sich von seiner Frömmigkeit, seinen unfehlbaren Einsichten in die menschliche Seele und seinen einfachen bäuerlichen Manieren bezirzen. Wie durch ein Wunder rettet er dem Thronfolger das Leben, aber die bloße Anwesenheit dieses Außenseiters und der große Einfluss, den er auf Zar und Zarin ausübt, erzürnen die einflussreichen Männer des Reiches. Sie locken ihn in eine Falle und töten ihn. Viele glaubten, der heilige Bauer habe seinen eigenen Tod vorausgesehen und prophezeit, der Herrscher werde vom Thron stürzen, sollte ihm etwas zustoßen. Genau das

passierte, und das Reich, das der Zar einst regierte, versank auf Jahre hin in unaussprechlichem Leid und Elend.

Noch vor seiner grausamen Ermordung in einem Petrograder Keller in den letzten Tagen des Jahres 1916 war Rasputin in den Augen vieler Menschen weltweit zu einer regelrechten Personifizierung des Bösen geworden. Seine Schlechtigkeit, so erzählte man sich, kenne keine Grenzen, und sein Geschlechtstrieb lasse sich nicht stillen, ganz egal, wie viele Frauen er mit in sein Bett nehme. Rasputin galt als brutaler, trunksüchtiger Satyr mit den Manieren eines Stallburschen. Dank der den russischen Bauern angeborenen Gerissenheit wusste er ganz genau, wie er Zar und Zarin den einfachen Mann Gottes vorspielen konnte. Er brachte sie mit seinen Tricks dazu, zu glauben, er könne ihren Sohn Alexei retten und mit jenem letztlich die Dynastie. Sie gaben sich und das Zarenreich in seine Hände, doch er verriet das Vertrauen, das sie in ihn setzten, mit seiner Gier und Verderbtheit, zerstörte die Monarchie und trieb ganz Russland in den Ruin. So sagte man.

Heute ist Rasputin der wohl bekannteste Name der russischen Geschichte. Es gibt Dutzende Biografien und Romane, Filme und Dokumentationen, Theaterstücke, Opern und Musicals über ihn. Seine Heldentaten wurden immer wieder besungen, vom Jazz-Song *Rasputin (The Highfalutin Lovin' Man)*, den The Three Keys 1933 einspielten, bis hin zu Boney M., die 1978 in ihrem Disco-Hit sangen: „Ra-Ra-Rasputin, lover of the Russian queen ... Ra-Ra-Rasputin, Russia's greatest love machine.“ Es gibt unzählige Rasputin-Bars, -Restaurants und -Diskotheken, eine Computer-Software namens Rasputin, eine Comic-Serie und eine Actionfigur. Er ist der Star von mindestens zwei Videospielen (*Hot Rasputin* und *Shadow Hearts 2*) und taucht in japanischen Mangas und Animes auf. Es gibt ein Bier mit seinem Namen, das „Old Rasputin Russian Imperial Stout“, und – was wohl weniger überrascht – einen Rasputin-Wodka. Rasputins Leben war 1991 sogar Grundlage eines Auftritts der russischen Eiskunstläuferin Natalja Bestemjanowa und ihres Partners Andrei Bukin. Rasputin findet sich in der Popkultur überall.

Auch heute, 100 Jahre nach seinem Tod, ist und bleibt Rasputin in der Fantasie der Menschen der „verrückte Mönch“ oder „der heilige Teufel“ – ein einprägsames Oxymoron, das auf den russischen

Priester Iliodor zurückgeht, einen seiner engsten Freunde, der später zu einem seiner größten Feinde wurde. So viel ist im Laufe des letzten Jahrhunderts über Rasputin gesagt und geschrieben worden, man möchte meinen, dass es kaum noch etwas hinzuzufügen gibt. Oder doch?

Der Zusammenbruch der Sowjetunion im Jahr 1991 führte zu einer intensiven und gelegentlich durchaus schmerzhaften Aufarbeitung von Russlands Vergangenheit. Die Helden des alten Regimes waren auf einmal Schurken, und die Schurken waren Helden – das Pendel schwang wild hin und her, wie es in der russischen Geschichte schon öfter der Fall war. Nirgends zeigte sich das deutlicher als im Umgang mit Zar Nikolaus II. und seiner Frau Alexandra: Unter den Sowjets waren sie als Klassenfeinde verachtet. Im Jahr 2000 wurden sie – zusammen mit ihren fünf Kindern – von der Russisch-Orthodoxen Kirche heiliggesprochen, nachdem man ihre sterblichen Überreste im Rahmen einer aufwendigen Zeremonie in der St. Petersburger Peter-und-Paul-Kathedrale beigesetzt hatte, in der sich auch die Grabstätten früherer Zaren befinden.¹

Bei dieser kompletten Neubewertung der russischen Geschichte hat man auch Rasputin nicht vergessen. Eine neue Generation von Historikern ist angetreten und behauptet, zum wahren, historischen Rasputin vorzudringen.² Alles, was man in den letzten hundert Jahren über ihn erzählt habe, so sagen sie, seien Lügen und Halbwahrheiten – ein Zerrbild, fabriziert von seinen Feinden. Sie sehen Rasputin im Mittelpunkt der größten Verleumdungskampagne der Geschichte. In Wirklichkeit sei er ein treuer Ehemann und fürsorglicher Vater gewesen, ein ehrlicher Mann Gottes und frommer orthodoxer Christ, ein bescheidener russischer Bauer, der göttliche Visionen empfang und seine besonderen Gaben ganz in den Dienst der Zarenfamilie und seines geliebten Heimatlandes stellte. Die vielen Horrorgeschichten über seine Ausschweifungen und Saufgelage, wie korrupt er gewesen sei und wie sehr er sich in die Angelegenheiten des Staates eingemischt habe – all das tun sie als Hörensagen ab.

Die Hetzkampagne gegen Rasputin war – so die Verfechter dieser Theorie – Teil eines Krieges gegen die Monarchie, geführt von Feinden des Zarentums, die nicht nur die Romanow-Dynastie stürzen wollten, sondern das ganze Heilige Russland. Das grundfalsche

Bild von Rasputin als „Teufel“ sei geschaffen worden, um die Legitimität und die heilige Aura des Throns zu untergraben und eine Revolution auf den Weg zu bringen, mit der eine fanatische Bande atheistischer Kommunisten die Macht an sich reißen wolle, die dazu zunächst die russische Orthodoxie und die heiligen Traditionen des Landes ausrotten müsse. Nach dieser Interpretation der Geschehnisse war Rasputin die Personifikation des wahren Volksglaubens, ein einfacher frommer Bauer, der für seine Überzeugungen mit dem Leben bezahlte. Wie es der einflussreiche orthodoxe Priester Dmitri Dudko formulierte, der unter den Sowjets schikaniert wurde und im Gefängnis saß: „In der Person von Rasputin sehe ich das ganze russische Volk. Auch wenn man es schlägt und hinrichtet, bewahrt es seinen Glauben, selbst wenn dies den sicheren Tod bedeutet. Und dank dieses Glaubens wird es siegen.“ Die berühmte Sängerin Schanna Bitschewskaja geht noch weiter und nennt Rasputin einen großen russischen Märtyrer. In den vergangenen Jahren ist Rasputins Abbild sogar auf Ikonen aufgetaucht, oft neben Mitgliedern der Zarenfamilie, und bestimmte Gruppen innerhalb der Russisch-Orthodoxen Kirche fordern seit Langem, dass er heiligesprochen wird. Die Stimmen wurden so laut, dass man eine spezielle synodische Kommission einberief, die die Angelegenheit mehrere Jahre lang untersuchte und sich intensiv beriet, bevor sich die Kirche 2004 schließlich gegen eine Heiligsprechung Rasputins entschied. Der Metropolit Juwenali verkündete, die Kommission habe noch immer zu viele Zweifel an Rasputin, was seine möglichen Verbindungen zu mystischen Sekten betreffe und seinen Ruf als unmoralischer Trunkenbold. Dabei hat die sogenannte Wahrhaft Orthodoxe Kirche Russlands (eine Nachfolgeorganisation der in den 1920er-Jahren von der offiziellen Russisch-Orthodoxen Kirche abgespaltenen Katakombenkirche) Rasputin bereits 1991 als Heiligen anerkannt. Offenbar sind sich die Russen nach wie vor uneins, ob Rasputin nun ein Heiliger war oder nicht.³

Dass diese neue nationalistische Darstellung Rasputins von Antisemitismus durchdrungen ist und von paranoider Fremdenfeindlichkeit, ist nur eines der Probleme, die sich hier auftun. Letzten Endes wird dabei lediglich ein Mythos durch einen anderen ersetzt: An die Stelle von Rasputin, dem Teufel, tritt Rasputin, der Heilige. Einmal

mehr schlägt das Pendel aus. Doch keines dieser beiden Bilder ist überzeugend, und so bleibt die Frage: Wer war Rasputin wirklich?

Ich begann, mich mit Rasputin zu beschäftigen, als ich an einem Buch über das Schicksal des russischen Adels nach der Revolution von 1917 schrieb. Bei eingehenden Recherchen zu den letzten Jahren des alten Regimes begegnete mir Rasputin ständig und überall. Egal welche Quellen ich gerade las, ob persönliche Korrespondenz, Tagebücher, Zeitungen, Memoiren oder politische Traktate – dauernd tauchte Rasputin auf. Ich kam gar nicht an ihm vorbei. Wie es sein Zeitgenosse, der symbolistische Dichter Alexander Blok, so treffend ausdrückte: „Immer wieder Rasputin, überall Rasputin.“⁴⁴ Ich hatte schon viele Jahre über die russische Geschichte geforscht, doch darauf war ich absolut nicht vorbereitet. Und das lag vor allem am Snobismus und den Vorurteilen der akademischen Welt: Für Russlandforscher war Rasputin kein angemessenes Studienobjekt. Er war für die ernsthafte Wissenschaft eine viel zu populäre Figur. Ihn umgab fast so etwas wie eine karnevaleske Aura – jemand, mit dem sich allenfalls Romanschriftsteller oder Pophistoriker befassten. Auch ich war unbewusst diesem Vorurteil aufgesessen. Dennoch wurde ich immer neugieriger, was es mit diesem Mann wirklich auf sich hatte, und je mehr ich las, desto mehr wurde mir klar, welche wichtige Rolle er im Leben der letzten Romanows und beim Zusammenbruch des Zarenreichs gespielt hatte. Rasputin war in meinem Kopf, und er ließ mich nicht mehr los.

Nach dem Sturz der Romanows richtete die Provisorische Regierung am 11. März 1917 eine „Außerordentliche Untersuchungskommission zu rechtswidrigem Verhalten im Amt bei ehemaligen Ministern, Hauptverwaltern und anderen Personen in hohen Ämtern im zivilen Bereich sowie bei Militär und Marine“⁴⁵ ein. Diese Kommission hatte unter anderem die Aufgabe, Rasputins angeblich schädlichen Einfluss auf die Staatsgeschäfte aufzudecken. Dutzende Minister, Beamte, Höflinge und Freunde von Rasputin – von denen die neue Regierung viele hatte inhaftieren lassen – wurden der Kommission vorgeführt und verhört. In der damals herrschenden Atmosphäre, die von Hass und Verachtung für das alte Regime geprägt war, versuchten viele Zeugen ihre Haut zu retten, indem sie Raspu-

tin möglichst düster darstellten und behaupteten, sie hätten sich stets seinem Einfluss widersetzt; er allein sei die faule Frucht gewesen, die die Herrschaft des Zaren vergiftet und die Monarchie zu Fall gebracht habe. Mit ihren verzweifelten Versuchen, sich selbst von jeder Schuld freizusprechen und alles auf Rasputin zu schieben, machten sie ihn zum alleinigen Sündenbock für Russlands Elend. Diese Strategie stand Pate für den Großteil der Literatur über Rasputin. Das wohl beste Beispiel sind die Memoiren von Fürst Felix Jussupow, Rasputins Mörder, in denen sich das Mordopfer in Satan höchstpersönlich verwandelt.

Einhundert Jahre nach seinem Tod umgibt Rasputin ein Mythos, hinter dem seine eigentliche Person komplett zurücktritt. Hinter dem ganzen Gerede und Klatsch, den Verleumdungen und anzüglichen Anspielungen wird er selbst quasi unsichtbar. Als ich die diversen Biografien las, die über ihn veröffentlicht worden waren, wurde ich das Gefühl nicht los, ihn selbst überhaupt nicht zu sehen, sondern lediglich das, was andere in ihn projizierten. Zweidimensionale, blutleere Karikaturen ohne jede Tiefe und Komplexität. Das lag sicherlich auch daran, dass jene sowjetischen Archive, die Akten über Rasputin enthielten, bis Ende des 20. Jahrhunderts für Forscher gar nicht zugänglich waren. Dieser Umstand führte dazu, dass die Anekdoten und erfundenen Geschichten aus den wenigen verfügbaren Quellen ständig wiederholt und immer wieder veröffentlicht wurden. Erst in den letzten Jahren hat sich die Situation geändert: Endlich haben die russischen Archive damit begonnen, ihre Geheimnisse preiszugeben.

Mir war von Anfang an klar: Wollte ich den wahren, historischen Rasputin kennenlernen, so bestand meine einzige Chance darin, in den Archiven nach Dokumenten zu suchen, die noch zu seinen Lebzeiten entstanden waren, bevor der Mythos Rasputin vollends Gestalt angenommen hatte. Und das erwies sich als außergewöhnlich mühsam. Mein Weg führte mich in sieben Länder, von Sibirien und Russland über Europa und Großbritannien bis in die USA. Die oberste Pflicht eines jeden Biografen besteht darin, die objektiven Fakten eines Lebenswegs zu ermitteln – etwas, das bei Rasputin bislang nie wirklich gelungen war. Und so suchte ich alles an Informationen zusammen, was diesen Mann in seiner Welt verortete: wo er

an einem bestimmten Tag war, was er tat, wen er traf, worüber sie sprachen. Ich wollte alle Stationen in Rasputins Leben nachvollziehen, um ihn aus den Sphären des Mythos in das ganz banale, alltägliche Leben zurückzuholen. Nur so, glaubte ich, könnte ich die Person Rasputin – im Gegensatz zur Legende – kennenlernen.

Während meiner Suche nach Spuren dieses schwer fassbaren, realen Rasputin geschah allerdings etwas ganz Merkwürdiges: Je mehr ich mich mit dem Thema beschäftigte, desto mehr war ich überzeugt davon, dass es bei der Rekonstruktion der wichtigsten *Fakten* über Rasputin weniger um seine *tatsächlichen* Handlungen als um die *kolportierten* ging. Niemand wusste Genaueres über Rasputins Herkunft, seine sexuellen Neigungen, seine mögliche Verbindung zu religiösen Untergrundsekten, und was am wichtigsten war: Niemand wusste, welchen Einfluss er am Hof genoss und wie genau seine Beziehung zum Zarenpaar aussah. Die entscheidende Wahrheit über Rasputin war jene, die die Russen in ihren Köpfen mit sich herumtrugen, und dieser Umstand war es, der ihn zu einer so außergewöhnlichen und einflussreichen Gestalt machte.

Lew Tichomirow, ein radikaler Revolutionär, der sich in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in einen konservativen Monarchisten verwandelte, hielt eben diesen Punkt im Frühjahr 1916 in seinem Tagebuch fest:

Die Leute sagen, der Zar sei von Angesicht zu Angesicht davor gewarnt worden, dass Rasputin die Dynastie zerstöre. Er habe geantwortet: „Ach, das ist doch dummes Zeug. So wichtig ist er bei Weitem nicht.“ Eine völlig unverständliche Sicht der Dinge. Denn genau das ist das Zerstörerische: die maßlosen Übertreibungen. Wirklich wichtig ist nämlich nicht, was für einen Einfluss Grischka auf den Zaren hat, sondern was die Leute denken, was für einen Einfluss er hat. Eben das ist es, was die Autorität des Zaren und der Dynastie untergräbt.⁶

Rasputin von seinem eigenen Mythos zu trennen, so wurde mir klar, würde bedeuten, ihn komplett misszuverstehen. Es *gibt* keinen Rasputin ohne die Erzählungen über ihn. Daher habe ich all diese Geschichten sorgfältig gesammelt, von den Bemerkungen, die die Höflinge in den Palästen der Romanows einander zuflüsterten, über

den anzüglichen Klatsch in den aristokratischen Salons von St. Petersburg bis hin zu den bissigen Berichten in der Boulevardpresse und den obszönen Witzen, die unter Kaufleuten und Soldaten zirkulierten. Ich habe all das Gerede über Rasputin so weit zurückverfolgt, dass ich schließlich in der Lage war zu rekonstruieren, wie und warum der Mythos um Rasputin entstand und auf wen er zurückging.

Rasputins Lebensgeschichte ist eine Tragödie, und zwar nicht nur die Tragödie eines einzelnen Menschen, sondern einer ganzen Nation. Mit all den komplexen Auseinandersetzungen, die er mit sich ausfocht – um Glaube und Moral, um Lust und Sünde, um Tradition und Wandel, um Pflicht und Macht und ihre Grenzen –, und mit seinem blutigen, gewaltsamen Ende spiegelt sich in Rasputins Leben die russische Geschichte des frühen 20. Jahrhunderts wider. Rasputin war weder ein Teufel noch ein Heiliger, aber das macht ihn nicht weniger bemerkenswert, und es macht sein Leben für den Niedergang des Zarenreichs nicht weniger wichtig.

Teil eins

Der heilige Pilger

1869–1904

1. Die Anfänge

Sibirien grenzt im Norden an den Arktischen Ozean und im Süden an die zentralasiatische Steppe. Auf fast 5000 Kilometern erstreckt es sich vom Ural bis zum Pazifik. Mit der Eisenbahn braucht man von Moskau bis zum Ural etwa einen Tag und eine Nacht, von dort weiter zum Pazifik noch einmal fünf Tage. Von der Fläche her ist Sibirien größer als China und Indien zusammen. Es ist ein Land der Kiefern- und Birkenwälder, der Seen und Sümpfe, durchzogen von mehreren mächtigen Flüssen, die alle ins Arktische Meer fließen. Und es ist ein Land der Extreme: Die Temperatur schwankt im Laufe des Jahres um mehr als 100 °C, von -71 °C im Winter bis 34 °C im Sommer. Es ist eine unwirtliche, eine gnadenlose Gegend.

Seit eh und je fasziniert dieses riesige, isolierte Land Menschen in der ganzen Welt und lässt in ihren Köpfen fantastische, skurrile Bilder entstehen. Früher erzählte man sich, dass sibirische Eltern ihre Kinder schlachten und aufessen. Dass in Sibirien immer wieder Leute sterben, wenn ihnen die Nase tropft, das Wasser den Körper hinunterläuft und sie am Boden festfrieren. Dass die Menschen dort keine Köpfe haben und sich stattdessen ihre Augen auf der Brust befinden, der Mund zwischen den Schultern. Noch im 18. Jahrhundert glaubten viele, Sibirien sei eine Gegend ohne Sitten und ohne Moral. Im Jahr 1761 besuchte der französische Astronom Jean-Baptiste Chapppe d'Auteroche die historische Hauptstadt Sibiriens, Tobolsk, unweit von Rasputins Heimatdorf. Hinterher schrieb er, dass „beim gemeinen Volk Männer, Frauen und Kinder ohne jedes Schamgefühl beieinanderliegen. Da ihre Leidenschaft von den Objekten erregt wird, die sie sehen, geben sich beide Geschlechter frühzeitig wilden Ausschweifungen hin“.¹ Seit Langem ist Sibirien auch ein Synonym für das Leid zahlloser Häftlinge und Kriegsgefangener, die von den Zaren und später von den Kommissaren dorthin geschickt wurden, entweder in die Verbannung (*ssylka*) oder in die weitaus schlimmere Zwangsarbeit (*katorga*). Jahrhundertlang marschierten gewöhnliche Kriminelle, Revolutionäre und andere Subversive auf der sogenannten „Straße der Knochen“ von Russland kommend über den Ural.

Aber längst nicht jeder, der sich von Russland nach Sibirien aufmachte, tat dies gegen seinen Willen. Für viele verhiess der Osten die

Chance auf ein besseres Leben. Die russische Expansion nach Sibirien, die im 16. Jahrhundert begann, hatte in erster Linie ökonomische Gründe. Schuld war nicht zuletzt die Gier nach dem „weichen Gold“ – Tierfelle, vor allem Zobel, waren damals so unerschöpflich wie profitabel. Der Pelzhandel war das wirtschaftliche Motiv hinter der Expansion und machte viele Menschen sagenhaft reich. Sibirien, so paradox es erscheinen mag, bedeutete indes auch Freiheit: Östlich des Urals existierte keine Leibeigenschaft, und die sonst harte Hand des Staates regierte hier etwas milder, um nicht zu sagen gerechter. Je höher die Belastungen für Russlands Leibeigene im 17. und 18. Jahrhundert wurden, desto mehr Bauern siedelten nach Sibirien um. Zwischen 1678 und 1710 stieg die Zahl der bäuerlichen Haushalte dort um fast 50 Prozent, während sie in Russland im selben Zeitraum um mehr als 25 Prozent sank. Jenseits des Urals gab es keine Lehnsherren, denen man die Früchte seiner Arbeit schuldete. Doch die Freiheit hatte einen Preis: das harte Leben in der wilden, gesetzlosen Natur an der äußersten Grenze Russlands. Jahrhundertlang war Sibirien der „Wilde Osten“ des Russischen Reichs. Die örtlichen Militärgouverneure des Zaren waren verdorben, bestechlich und genauso gewalttätig wie viele Händler und Jäger. Man handelte hier nicht nur mit Pelzen, sondern auch mit Frauen und Alkohol. Gewalt war an der Tagesordnung.²

Jene Russen, die es dennoch wagten, nach Sibirien umzusiedeln, gehörten zu den fleißigsten Untertanen des ganzen Landes. Einem britischen Reisenden, der im Jahr 1861 auf dem Weg nach China Sibirien durchquerte, fiel auf, dass die Bauern „ein gewisses Selbstbewußtsein“ ausstrahlten – ganz anders, als er es in Russland gesehen hatte, wo allorten „Armut“, „Verwahrlosung“ und „Elend“ herrschten. Er fügte hinzu: „Der Zustand der Familien läßt auf eine gewisse Selbstachtung schließen.“ In ihren Dörfern herrsche eine „bescheidene Behaglichkeit“, und man spüre, dass es sich um Menschen handle, die in der Hoffnung auf ein besseres Leben kein Risiko scheuten.³ Diese Menschen waren stolz und fühlten sich für ihr eigenes Wohlergehen verantwortlich – was man von den russischen Bauern westlich des Urals, die ein Dasein in Leibeigenschaft fristeten, nicht unbedingt behaupten konnte.

Isosim, Sohn von Fjodor, war ein armer, landloser Bauer aus dem Dorf Palewizy an der Wytschegda, einem Nebenfluss der Nördlichen

Dwina, etwa 1300 Kilometer nordöstlich von Moskau. Er war einer jener russischen Pioniere, die es im 17. Jahrhundert nach Sibirien zog. Zusammen mit seiner Frau und seinen drei Söhnen Semjon, Nason und Jewsei überquerte er den Ural und ließ sich 1643 in Pokrowskoje nieder. Die Siedlung an der Grenze des Reichs war erst ein Jahr zuvor im Auftrag des örtlichen Erzbischofs gegründet worden, und als Isosim eintraf, lebten hier etwa zwanzig Bauernfamilien. Pokrowskoje lag am Westufer der Tura, direkt an der Postroute, die die Städte Tobolsk und Tjumen miteinander verband. Kutscher nutzten das Dorf regelmäßig als Rastplatz, um auszuruhen und die Pferde zu wechseln. Seinen Namen hatte der Ort von der Kirche, die die Dorfbewohner gebaut und an einem speziellen der Muttergottes gewidmeten Feiertag, dem *Pokrow Preswjatoi Bogorodizy*, geweiht hatten. Die Bauern lebten von der Bewirtschaftung ihrer Höfe, züchteten Vieh und gerbten Leder. Daneben jagten sie Füchse, Bären, Wölfe und Dachse in den umgebenden Wäldern und fischten Hechte und Störe in der Tura und den Seen. In diesem Teil Sibiriens lebten die Menschen relativ komfortabel in Holzhäusern, von denen viele sogar zweigeschossig waren. 1860, um die Zeit herum, als Rasputin zur Welt kam, bestand Pokrowskoje aus 200 Häusern, und um die tausend Menschen lebten in dem Städtchen. Es gab Molkereien und Stallungen, Bäckereien, Gaststätten, Pensionen und Märkte, Sägemühlen, eine Schmiede und sogar eine kleine Schule.⁴

In den Aufzeichnungen des Dorfes findet sich niemand mit dem Namen Isosim, aber immerhin ist dort verzeichnet, dass dessen Sohn Nason spätestens 1650 den Namen „Rosputin“ angenommen hatte. Warum er das tat, wissen wir nicht. Vielleicht hieß er mit zweitem Vornamen oder Spitznamen „Rosputa“, woraus irgendwann „Rosputin“ wurde (bzw. „Rasputin“, wie man den Namen seit dem 19. Jahrhundert schreibt). Auch wenn dies damals in Sibirien ein durchaus verbreiteter Familienname war, hat nur ein Teil der Nachkommen Nasons den Namen Rosputin oder Rasputin angenommen und über die Generationen weitergetragen.⁵ Von diesem Nason Rosputin stammte auch Grigori ab, der acht Generationen später zur Welt kam.

Rasputins Name war bereits Gegenstand unzähliger Diskussionen, und die wenigsten davon hielten sich mit Fakten auf. Viele haben versucht, ihn vom russischen Wort *rasputnik* („Schurke“) oder

von *rasputnitschat'* („liederlich und ausschweifend leben“) abzuleiten – als ob sich Rasputin nach seiner eigenen moralischen Verdorbenheit benannt hätte oder der Name ihm erst von anderen gegeben worden wäre, nachdem er zu zweifelhaftem Ruhm gelangt war. Schon zu seinen Lebzeiten kursierten derartig haltlose Behauptungen. Im Dezember 1911 beispielsweise brachte die *Abendzeit* einen Artikel, in dem es hieß, „Rasputin“ sei ursprünglich ein Spitzname gewesen, den man ihm seines unmoralischen Verhaltens wegen schon als Jugendlichen gegeben habe. Durch die Übertragung in seine Ausweispapiere sei der Name dann sozusagen offiziell geworden. Selbst heute noch gibt es Historiker, die behaupten, der Name spiegele die viele Generationen zurückreichende Verderbtheit der Familie Rasputin wider.⁶

Die tatsächliche Herkunft des Namens bleibt im Dunkeln. Falls ihn als Erster tatsächlich ein Vorfahr trug, der ein *rasputnik* war, dann war das damals alles andere als ungewöhnlich, wenn man bedenkt, wie viele Menschen in Sibirien diesen Namen trugen. Aber es gibt noch andere, sinnvollere Theorien. *Rasputa* oder *rasput'e* bedeutet „Kreuzung“. Vor langer Zeit galten Weggabelungen als Orte, wo böse Geister hausten; möglicherweise leitete man davon einen Namen ab für Menschen, von denen man glaubte, sie stünden mit dunklen Mächten in Verbindung. Im Russischen gibt es zudem die alte Redensart vom Narren, der verloren an einer Wegkreuzung steht, womit ein unentschlossener Mensch gemeint ist. Und dann ist da noch das kaum übersetzbare russische Wort *rasputiza*, das jenen besonders feuchten Abschnitt des Frühjahrs bezeichnet, in dem Russlands Straßen früher verschlammten und unbefahrbar wurden. Möglicherweise nannte jemand einmal sein Kind, das zu jener Jahreszeit auf die Welt kam, Rasputa.⁷ Woher auch immer der Name stammt: Rasputin war einfach nur der Nachname von Grigori und seiner Familie. Er wurde ihm nicht etwa „verliehen“, um seinen Charakter widerzuspiegeln.

Grigoris Vater Jefim Rasputin wurde 1842 in Pokrowskoje geboren. Quellen beschreiben ihn als „beleibten, typisch sibirischen Bauern“, „bullig, ungepflegt und gebückt“. Ein politischer Exilant, der Jefim um 1910 persönlich kennenlernte, nannte ihn hingegen einen „gesunden, fleißigen und rüstigen alten Mann“.⁸ Er schlug sich mit einer Reihe von Tätigkeiten durch – fischte, bestellte Äcker, schnitt Heu. Eine Zeitlang

arbeitete er als Schauermann auf den Schiffen, die auf Tura und Tobol unterwegs waren, bis er eine staatliche Lizenz an Land zog, um Passagiere und Waren zwischen Tobolsk und Tjumen zu befördern. Das Geld war damals in der Regel knapp, einmal landete Jefim sogar hinter Gittern, weil er seine Steuern nicht zahlen konnte. Was seinen Charakter betrifft, widersprechen die Quellen einander. In der Dorfgemeinde diente er als Kirchenältester, und jemand aus dem Ort sprach einmal über Jefims „gelehrte Unterhaltungen und Weisheit“, andere wiesen auf seine Vorliebe für „starken Wodka“ hin.⁹ Trotz seiner Trinkerei gelang es Jefim, nach und nach in der dörflichen Hierarchie aufzusteigen. Am Ende erwarb er ein Stück Land, etwa ein Dutzend Kühe und an die zwanzig Pferde. Er war nicht reich, aber für die Verhältnisse russischer Bauern doch relativ wohlhabend.

Den Aufzeichnungen der Kirche zufolge heiratete Jefim am 21. Januar 1862 Anna Parschukowa aus dem Dorf Usalka. Sie war zwei Jahre älter als er. Zwischen 1863 und 1867 brachte Anna vier Kinder zur Welt, drei Mädchen und einen Jungen, doch keines lebte länger als ein paar Monate. Das erste Kind, das überlebte, war ein Junge, der am 9. Januar 1869 das Licht der Welt erblickte, fast genau sieben Jahre nachdem die Eltern geheiratet hatten. Tags darauf wurde er auf den Namen Grigori getauft, zu Ehren des heiligen Gregor von Nyssa, eines christlichen Mystikers des 4. Jahrhunderts, den die Russisch-Orthodoxe Kirche am 10. Januar feiert. Der Taufe wohnten auch Grigoris Pateneltern bei: Jefims älterer Bruder Matwei und eine Frau mit dem Namen Agafja Alemassowa.¹⁰ Jefim und Anna bekamen noch zwei oder drei weitere Kinder. Im Jahr 1874 brachte Anna Zwillinge zur Welt, die innerhalb weniger Tage nach der Geburt starben. Außerdem gab es ein weiteres Kind, ein Mädchen namens Feodossija, das im Jahr 1875 geboren wurde und am Leben blieb. Aus den vorhandenen Aufzeichnungen geht nicht eindeutig hervor, ob Feodossija und Grigori wirklich Geschwister waren oder entfernter miteinander verwandt. Auf jeden Fall standen sie einander recht nahe. 1895 war Grigori Trauzeuge bei ihrer Hochzeit, später dann Taufpate ihrer beiden Kinder. Die immer wieder kolportierte Geschichte, Rasputin habe einen Bruder oder Cousin namens Dmitri gehabt, der ertrunken sei und dessen Tod Rasputin als Zeichen seines eigenen Untergangs gedeutet habe, ist pure Erfindung.¹¹

Über Rasputins Jugend wissen wir so gut wie nichts, und im Grunde gilt das sogar für die ersten fast dreißig Jahre seines Lebens. Diese Tatsache hat maßgeblich dazu beigetragen, dass man ihm so viele erfundene Geschichten und Legenden angehängt hat. Im Jahr 1910, auf dem Höhepunkt eines der ersten Skandale rund um Rasputin, behauptete die Zeitung *Morgen Russlands*, ihre Rechercheure hätten schockierende Details über das Leben von Rasputins Eltern aufgedeckt. Jefim, so behauptete der Artikel, sei ein „äußerst unzüchtiger Lüstling“, der sogar dann noch darauf bestand, mit seiner Frau zu schlafen, wenn sie schwanger war. Einmal, als Anna sich ihm widersetzen wollte, habe er sie angeschrien: „Dann drück's doch raus! Mach schon, drück es raus!“ Später hätten die Dorfbewohner den kleinen Jungen dann den „herausgedrückten Grischka“ genannt.¹² Einem anderen Gerücht zufolge habe Jefim Anna, als sie mit Grigori schwanger und ihr Bauch bereits ziemlich dick war, zu Analsex gedrängt – angeblich hatte dies ein Mann mitbekommen, der im Haus arbeitete, und später im Dorf herum erzählt.¹³ Diese und andere Geschichten sollten beweisen, dass sexuelle Perversion bei den Rasputins in der Familie lag.

Wir wissen, dass Rasputin keine Schulbildung erhielt und bis ins frühe Erwachsenenalter Analphabet war. Das war gar nicht ungewöhnlich, sondern traf auf die meisten Bauern und Landarbeiter damals zu. Die Alphabetisierungsrate in Sibirien betrug im Jahr 1900 etwa 4 Prozent; auf nationaler Ebene lag sie gerade einmal bei 20 Prozent. Auch Rasputins Eltern waren nie zur Schule gegangen. Gemäß einer Volkszählung von 1897 konnte niemand in Rasputins Haushalt lesen und schreiben.¹⁴ Genau wie viele andere Jungen in Pokrowskoje half der kleine Grigori, sobald er alt genug war, seinem Vater bei der Arbeit. Er lernte fischen, sich um das Vieh zu kümmern, auf dem Feld zu arbeiten. Sonntags besuchte die ganze Familie den Gottesdienst. So sah das Leben der Bauern damals aus. Nach dem, was die Quellen hergeben, gab es in Rasputins Kindheit und Jugend keinerlei Anzeichen dafür, dass er später einmal ein anderes Leben führen würde als seine Vorfahren.

Weil wir so wenig über diese Zeit wissen, sahen sich viele Leute veranlasst, ihre eigene Version des Lebens im Hause Rasputin zu erfinden. Ganz typisch ist diese Beschreibung im *Petrograder Blatt* vom Dezember 1916:

Das Dorf des heiligen Mannes war arm und verdorben. Seine Bewohner hatten einen besonders schlechten Ruf, selbst für sibirische Verhältnisse. Taugenichtse, Gauner, Pferdediebe. Die Rasputins waren genau wie alle anderen, und auch er würde so werden, wenn er etwas älter würde. Rasputin hatte eine ungemein unglückselige Jugend. Er war ein Schandmaul, sprach undeutlich, redete Blödsinn, war so schmutzig, wie man nur sein konnte. Ein Dieb und Lästler, der Schrecken seines Heimatdorfes.¹⁵

Das *Petrograder Blatt* nannte ihn einen Tunichtgut, dessen Faulheit den Vater dazu provozierte, ihn zu schlagen. Die schwerwiegendste Anschuldigung war jedoch, der junge Rasputin sei ein Dieb gewesen und die Akten der örtlichen Verwaltung belegten, dass er für Pferdediebstahl und Falschaussage verurteilt worden sei.

Solche und ähnliche Geschichten über Rasputins Person und Gewohnheiten erzählte auch Pawel Raspopow aus Pokrowskoje der Außerordentlichen Untersuchungskommission der Provisorischen Regierung im Jahr 1917. Sie hätten in ihrer Jugend zusammen gefischt, berichtete Raspopow, doch keiner der anderen jungen Männer im Dorf habe mit Rasputin etwas zu tun haben wollen. Beim Essen sei ihm der Rotz aus der Nase gelaufen, und wenn er seine Pfeife rauchte, sei ihm Speichel aus dem Mund getropft. Irgendwann habe man Rasputin aus dem Artel, der Arbeitergenossenschaft, geworfen, so Raspopow, nachdem die anderen Mitglieder ihn dabei erwischt hätten, wie er den Gemeinschaftswodka klaute.¹⁶ Anderen Berichten zufolge stahl Rasputin Heu und Brennholz, doch die schlimmste Beschuldigung war der angebliche Pferdediebstahl – im vorrevolutionären Russland ein besonders schweres Vergehen.¹⁷ Wie so oft bei den Berichten über Rasputin kamen immer mehr Details hinzu, je öfter die Geschichte nacherzählt wurde. Ging es zunächst noch um ein oder zwei gestohlene Pferde, berichtete man später, Rasputin stamme von einer langen Linie von Pferdedieben ab. Auch der schwedische Komponist Wilhelm Hartevelde, der Rasputin mehr als einmal traf, sagte nach dessen Tod, Rasputin sei in einer Familie von Pferdedieben geboren worden. Angeblich habe Jefim ihm das Handwerk beigebracht, und als sein Sohn im Alter von 16 Jahren als einer der besten Pferdediebe der Gegend galt, sei er entsprechend stolz auf ihn gewesen. In den einflussreichen Memoiren von Fürst

Felix Jussupow findet sich ein ähnlicher Kommentar.¹⁸ Wären diese Geschichten wahr, so müssten sich in den Archiven in Tobolsk oder Tjumen zumindest Spuren davon finden. Aber trotz aller Bemühungen der Historiker ist bislang kein einziger Beleg dafür aufgetaucht, dass Rasputin jemals wegen solcher Vergehen angezeigt wurde.¹⁹

Dennoch gibt es Anzeichen dafür, dass sich Rasputin als Jugendlicher nicht allzu sehr an Regeln hielt. Als Gendarmen aus Tjumen im Jahr 1909 in Pokrowskoje die Einheimischen befragten, um Details für einen Bericht zu sammeln, bestätigten diese Rasputins „verschiedene Laster“: dass er sich „gern betrank“ und eine Reihe „kleiner Diebstähle“ begangen hätte, bevor er verschwand und als vollkommen veränderter Mensch zurückkehrte.²⁰ Das Datum dieses Dokuments ist wichtig, denn es liegt deutlich vor der Zeit, als Rasputin zu einer echten Berühmtheit wurde; insofern kann es durchaus sein, dass diese Erzählungen – oder zumindest ein paar Aspekte davon – der Wahrheit entsprechen und die Dorfbewohner den Gendarmen nicht einfach nur erzählten, was sie hören wollten.

Und dann gibt es noch eine ganze Reihe Dokumente, die bislang unbeachtet in den Archiven von Tobolsk geschlummert haben. Laut einer offiziellen Untersuchung reisten Ende Juni 1914 ein Journalist und sein Sekretär aus der Hauptstadt zur Kreisverwaltung in Pokrowskoje; sie behaupteten, der St. Petersburger Generalgouverneur habe sie geschickt, um amtliche Nachweise für die Pferdediebstähle des jungen Rasputins zu einzuholen. Der dortige Beamte, ein Mann namens Nalobin, war so eingeschüchtert, dass er die beiden nicht bat, sich auszuweisen. Er prüfte das Vorstrafenregister des Dorfes und teilte ihnen mit, Rasputin sei niemals für ein solches Vergehen festgenommen oder bestraft worden. Allerdings erwähnte er die Existenz von Dokumenten über einen zweitägigen Gefängnisaufenthalt: Der Distriktälteste hatte den 15-jährigen Rasputin wegen „unverschämten Benehmens“ dazu verurteilt. Dies sei jedoch der einzige Hinweis auf eine etwaige kriminelle Vergangenheit Rasputins. Nachdem Nalobin den beiden Männern diese Informationen gegeben hatte, bat er sie, ein Protokoll zu unterschreiben, aber sie weigerten sich und eilten fort.²¹ Als Rasputin davon erfuhr, war er außer sich. Er bestand auf einer Untersuchung durch den Gouverneur von Tobolsk, und diese ergab, dass der Verwaltungsangestellte den Männern tatsächlich das Buch

mit den belastenden Details vorgelegt hatte. Weil er sie nicht um ihre Legitimation gebeten hatte, musste Nalobin fünf Rubel Strafe zahlen.

Dies ist deshalb eine so bemerkenswerte Entdeckung, da sie die Geschichten rund um Rasputins angebliche Pferdediebstähle endgültig ins Reich der Fantasie verbannt – genau wie die Berichte über seine anderen Vergehen. Falls es doch ein paar „kleine Diebstähle“ gab, wie die Dorfbewohner und Raspopow behaupteten, dann waren sie *so* klein, dass sich die Behörde im Ort gar nicht erst dafür interessierte. Ebenso bemerkenswert ist: Hier haben wir einen direkten Hinweis, dass Rasputin ein rebellischer (vielleicht sogar ziemlich wilder) Jugendlicher war, wie seit Langem vermutet und auch von Rasputin selbst vage angedeutet, was aber bislang nicht zuverlässig belegt war. Natürlich haben Jugendliche zu allen Zeiten aufbegehrt, das ist selbst für Kirchenmänner wie Augustinus bezeugt. Doch Augustinus, der als junger Mann stahl und herumhurte, wandelte sich komplett, als er zum Christentum konvertierte. Das kann man von Rasputin nicht behaupten, der bis zum Lebensende mit seinen Lastern zu kämpfen hatte, der seinen Trieben immer wieder nachgab und sündigte – was er wohlgemerkt selbst niemals bestritt.

Etwa 30 Kilometer südöstlich von Tobolsk, in Abalak, oberhalb eines Steilhangs am Irtysch befindet sich das Snamenski-Kloster. An der Stelle, an der es steht, erschien einer alten Bäuerin im Jahr 1636 die Muttergottes und befahl ihr, eine Kirche zu bauen. Im Kloster bewahrte man eine wundertätige Ikone der Jungfrau Maria auf, deren bemerkenswerte Heilkräfte in ganz Sibirien bekannt waren. Von weither reisten die Menschen nach Abalak, um sich im heiligen Kloster von der Ikone segnen zu lassen.

Hier in Abalak lernte Rasputin im Sommer 1886 ein Bauernmädchen mit dem Namen Praskowja Dubrowina kennen. Sie war eine dickliche Blondine mit dunklen Augen. Praskowja war mehr als drei Jahre älter als Rasputin, ihr Geburtsdatum war der 25. Oktober 1865. Damit war sie unter den Bauernmädchen schon fast eine alte Jungfer.²² Genau wie Rasputin war sie nach Abalak gekommen, um Mariä Himmelfahrt zu feiern. Rasputin machte ihr ein paar Monate lang den Hof, und kurz nach seinem 18. Geburtstag heirateten sie, im Februar 1887.²³ Über Praskowja wissen wir nur wenig. Alle, die sie

kannten, wussten nur Gutes über sie zu berichten. Sie war eine fleißige, treue, pflichtbewusste, ja sogar unterwürfige Ehefrau und Schwiegertochter. Praskowja dürfte Rasputin durchaus dankbar gewesen sein, als er um ihre Hand anhielt, denn das bedeutete die Aussicht auf ein Zuhause, eine Familie und ein gewisses Maß an Sicherheit und Stabilität. Das bäuerliche Russland war kein Ort für alleinstehende Frauen. Trotz seiner Bettgeschichten und Trinkgelage und obwohl er sie immer wieder lange allein ließ, blieb sie ihm für den Rest seines Lebens treu ergeben. Stets saß sie zu Hause in Pokrowskoje und wartete auf seine Rückkehr. Was Rasputin betrifft, so sorgte er dafür, dass sie immer alles hatte, was sie für sich und das Haus benötigte, und er heuerte junge Frauen an, die Praskowja bei der Arbeit halfen und ihr Gesellschaft leisteten, während er fort war.

Wie es damals Sitte war, zogen die beiden nach der Hochzeit bei Grigoris Eltern ein. Bald brachte Praskowja das erste Kind zur Welt. Insgesamt sieben Kinder hatte das Paar, doch die meisten starben früh. Michail, der am 29. September 1889 geboren wurde, starb kurz vor seinem fünften Geburtstag an Scharlach. Im Mai 1894 gebar Praskowja die Zwillinge Georgi und Anna. Beide starben zwei Jahre später an einer Keuchhustenepidemie, der mehrere Kinder im Dorf zum Opfer fielen. Der am 25. Oktober 1895 geborene Dmitri war der erste ihrer Nachkommen, der bis ins Erwachsenenalter überlebte, gefolgt von Matrjona, die meistens Maria genannt wurde und am 26. März 1898 zur Welt kam, und schließlich Warwara, geboren am 28. November 1900. Das siebte Kind, die Tochter Praskowja, wurde drei Jahre nach Warwara geboren und nur drei Monate alt.²⁴

Laut der Volkszählung von 1897 führte Grigori mit 28 Jahren noch immer keinen eigenen Haushalt. Er lebte mit seiner Frau und dem kleinen Dmitri weiterhin bei seinem inzwischen 55-jährigen Vater und seiner 57-jährigen Mutter. Alle Personen im Haushalt sind als Analphabeten aufgeführt, die Männer als Staatsbauern.²⁵ Bis dahin scheint Rasputins Leben genauso verlaufen zu sein wie das von Millionen anderen russischen Bauern: Feldarbeit, Kirchgänge und Gebete, Gehorsam gegenüber dem Vater, Heirat und Kinder – der ewige Rhythmus des bäuerlichen Lebens. Doch dann wurde auf einmal alles anders.

2. Der Pilger

Im Jahr 1907 erzählte Rasputin einer seiner Anhängerinnen, einer Frau namens Chionija Berladskaja, von seinem früheren Leben. Sie schrieb seine Worte auf und half mit, sie als Büchlein mit dem Titel *Das Leben eines erfahrenen Pilgers* zu veröffentlichen. „Als ich noch keine 28 Jahre alt war“, erzählte Rasputin ihr,

lebte ich, wie es so schön heißt, in Frieden mit der Welt, das heißt, ich liebte die Welt und hielt mich an die Gesetze und suchte nach weltlichem Trost. Ich fuhr auf Packwagen mit, arbeitete oft als Kutscher, ich fischte und bestellte Äcker. Das ist alles wirklich gut für einen Bauern!

Ich hatte aber auch eine Menge Sorgen: Immer, wenn jemand irgendwo etwas falsch machte, gab man mir die Schuld, auch wenn ich gar nichts damit zu tun hatte. Die Arbeiter aus den Mannschaften verspotteten mich. Ich pflügte hart und schlief wenig und fragte immer wieder mein Herz, auf welchem Weg ich Erlösung finden könnte. Die Priester waren für mich Vorbilder, aber es war trotzdem nicht genau das, was ich wollte. [...] Also begab ich mich auf Pilgerfahrt. Ich war aufgeschlossen und aufmerksam, und ich war an allem interessiert, ob gut oder schlecht. Ich hatte Fragen, aber da war niemand, der mir eine Antwort gab. Ich war viel unterwegs und suchte und probierte alles aus, was das Leben mir bot.¹

Über die Frage, warum Rasputin sein Leben so gründlich umkrempele, dass es ihn am Ende von Pokrowskoje in den Palast des Zaren führte, wird schon lange spekuliert. Nikolai Sokolow, der 1919 die Ermittlungen zum Mord an den Romanows leitete, behauptete, Rasputin sei nicht etwa auf der Suche nach Gott aus Pokrowskoje fortgegangen, sondern weil ihm die harte körperliche Arbeit nicht lag. Andere schrieben, er sei vor einer drohenden Gefängnisstrafe oder Verbannung wegen Pferdediebstahls geflohen. Angeblich wollte Rasputin zum fast 500 Kilometer entfernten Kloster St. Nikolaus in Werchoturje pilgern, um für seine Sünden zu büßen.² Keine dieser Geschichten ist wirklich überzeugend. Dmitri Strjaptschew, ein langjähriger Freund Rasputins, sagte der Presse 1914, als junger Mann habe Rasputin in seinem Dorf nicht den allerbesten Ruf

gehabt, nicht zuletzt weil er so viel trank. Aber dann sei ihm eines Nachts im Traum der heilige Simeon von Werchoturje erschienen und habe zu ihm gesagt: „Gib alles auf und werde ein neuer Mensch, und ich werde dich preisen.“³ In seiner Autobiografie erwähnt Rasputin ebenfalls den heiligen Simeon – jener habe ihn von Schlaflosigkeit und Einnässen geheilt, worunter er noch bis ins Erwachsenenalter gelitten habe. Dieses Wunder sei es gewesen, das seinem Leben eine neue Richtung gegeben habe.⁴ Rasputins Tochter Maria, die zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf der Welt war, schrieb, ihr Vater hätte getrunken und geraucht und Fleisch gegessen wie alle Bauern, doch dann habe er sich plötzlich verändert, all das aufgegeben und begonnen, an ferne Orte zu pilgern. In einer späteren Auflage ihrer Memoiren behauptete Maria, ihr Vater habe eine Vision gehabt: Bei der Arbeit auf dem Feld erschien ihm die Jungfrau Maria im Himmel und wies auf den Horizont. Rasputin fühlte, wie sie ihn beobachtete und ihn aufforderte, auf der Suche nach Gott durch die Lande zu ziehen. Die folgende Nacht verbrachte er allein mit einer Ikone von Maria. Als er am nächsten Morgen aufwachte, sah er, wie ihr Tränen über die Wangen liefen, und er hörte eine Stimme sagen: „Ich weine für die Sünden der Menschheit, Grigori. Begib dich auf Wanderschaft, und reinige die Menschen von ihren Sünden.“⁵ Selbst wenn diese Geschichte wahr sein sollte, brauchte es offenbar ein wenig mehr als die Ermutigung durch die Jungfrau Maria, um Rasputin dazu zu bringen, jenseits des Horizonts Gott zu suchen. Im Jahr 1910 teilten Dorfbewohner einem Besucher mit, Rasputins plötzliche Veränderung habe mit einer Reise nach Tjumen zu tun. Dorthin sei er zusammen mit einem jungen Theologiestudenten namens Meliti Saborowski gereist, der später Mönch wurde und bis zum Rektor des Theologischen Seminars von Tomsk aufstieg. Auch Maria erwähnt Saborowski: Ihr Vater habe ihn einmal zufällig auf dem Heimweg von der Mühle getroffen. Er habe Saborowski von seinen Visionen erzählt und ihn um Rat gebeten, und der Student habe geantwortet: „Der Herr hat dich gerufen, und es ist eine Sünde, dem Ruf nicht zu folgen.“⁶

Nicht nur die Ursache für Rasputins Wandel liegt im Dunkeln, es ist auch nicht ganz klar, wann dieser Wandel sich vollzog. Das liegt zum Teil an Rasputin selbst. Im Jahr 1908 beispielsweise erklärte er,

er habe 1893 mit seinen Pilgerreisen begonnen, als er 24 Jahre alt war.⁷ Doch das scheint nicht zu stimmen. In seiner Autobiografie schreibt Rasputin, er sei mit 28 zur ersten Pilgerfahrt aufgebrochen, also 1897, und dieses Datum nannte er auch in einem Gespräch, das er im Jahr 1907 mit Vater Alexander Jurjewski in Sibirien führte.⁸ Der spätere Zeitpunkt ist also wahrscheinlicher.

Rasputin war ein Bauer mittleren Alters (nach damaligen Maßstäben), als er beschloss, sein Dorf zu verlassen und Gott zu suchen. Eine solch radikale Entscheidung kann nur durch eine emotionale oder seelische Krise verursacht worden sein. Vielleicht war es eine Art Mid-life-Crisis: Er war seit zehn Jahren verheiratet, hatte einen kleinen Sohn, ein weiteres Kind war unterwegs, und sein Leben bestand nur aus Arbeit. Sein Zuhause und seine Lieben zu verlassen, war sicherlich eine Form der Flucht, die Chance auf ein anderes Leben. Einen Vorgeschmack auf ein solches anderes Leben hatte Rasputin schon auf seinen kurzen Wallfahrten zum Kloster von Abalak und zur großen Kathedrale von Tobolsk bekommen, aber jetzt wollte er weiter fort – und viel länger wegbleiben. Rasputin war ein rastloser Mensch. Es widerstrebte ihm, allzu lange an ein und demselben Ort zu verweilen; bis ans Ende seines Lebens war er im Grunde ständig unterwegs. Aber hinter Rasputins Entscheidung steckte mehr als nur der Drang, aus dem Alltag zu flüchten. Der religiöse Impuls, der im obigen Zitat zum Ausdruck kommt, war durchaus aufrichtig, doch die vielen Fragen, die er hatte, nach Gott und dem Wesen der Religion, überstiegen die (sicherlich begrenzte) Kapazität der örtlichen Priester.

Es gibt keine Aufzeichnungen darüber, wie der Rest der Familie darauf reagierte, dass Rasputin auf der Suche nach Gott das Dorf verließ. Mit Sicherheit war es für alle nicht ganz einfach. Grigori war Jefims einziger Sohn, und er wurde zu Hause gebraucht, um bei der Arbeit zu helfen. Jefim wird von seiner Idee wenig begeistert gewesen sein, und es gibt Anzeichen dafür, dass ihre Beziehung darunter litt.⁹ Praskowja muss es ähnlich gegangen sein, aber in der patriarchalischen Welt der russischen Bauern hatte sie keine Wahl, als ihn ziehen zu lassen.

Stranniki, religiöse Wanderer oder Pilger, waren im alten Russland eine ganz alltägliche Erscheinung. Im 18. und 19. Jahrhundert waren Wallfahrten zu den heiligen Stätten des Landes bei Arm und Reich

gleichermaßen populär. Während es sich die Reichen leisten konnten, per Kutsche zu reisen, waren die Armen per pedes und mit Rucksack unterwegs. Die Pilger wanderten von Dorf zu Dorf und waren jeden Tag aufs Neue auf die Großzügigkeit von Fremden angewiesen, die ihnen etwas zu essen gaben und einen Schlafplatz zu Verfügung stellten. Oft genug blieben sie hungrig und schliefen im Freien. Sie trugen kaum mehr als Lumpen am Leib und gingen in der Regel barfuß, viele trugen Fußfesseln. Ein leichtes Leben war das wahrlich nicht. Im Jahr 1900 wanderten etwa eine Million Pilger in Russland auf der Suche nach Erlösung und Erleuchtung von einem heiligen Ort zum nächsten. Im Gehen murmelten die Pilger immer wieder die Litanei vor sich hin: „Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner, ich bin ein Sünder.“¹⁰

Bei vielen Russen genossen Pilger hohes Ansehen. Fjodor Tjutschew, ein bedeutender Dichter des 19. Jahrhunderts, setzte ihnen mit seinem Gedicht *Der Wanderer* ein Denkmal:

Er wird von Zeus behütet,
Geht er einsam in die Welt hinaus. [...]
Und wenn ihm keiner Unterschlupf gewähret,
So ist er bei den Göttern doch zuhaus.¹¹

Für die Behörden waren die Pilger allerdings alles andere als unschuldige Männer Gottes. Alexei Wassiljew, der letzte Polizeichef unter dem Zaren, schrieb, diese Männer (und Frauen) „stellen das völlig anarchische Element unter der russischen Bauernschaft dar“. Wassiljew war überzeugt davon, dass die rast- und ziellosen Gestalten in erster Linie deshalb jeden Kontakt mit dem Staat vermieden, weil sie sich ihrer gesellschaftlichen Verpflichtungen entziehen wollten. Daher müsse man die *stranniki* bekämpfen, zum Wohle der Allgemeinheit.¹²

„Als ich zu pilgern begann“, erinnerte sich Rasputin viele Jahre später, „entdeckte ich, welche Freude es einem bereiten kann, sich in einer ganz anderen Welt zu befinden.“ Er beobachtete, auf welcher unterschiedlichen Weise die Menschen Gott dienten, und er gelangte zu der Erkenntnis, dass man das Werk Gottes auch in dieser Welt verrichten konnte, wenn man aus einem tiefen Verständnis für Gottes Gnade handelte. Das Leben als Pilger war hart. Rasputin lief

50 Kilometer am Tag, bei Wind und Wetter. Er bettelte um Almosen oder übernahm Gelegenheitsjobs, um sich ein paar Kopeken zu verdienen. Immer wieder wurde er von Räubern überfallen und von Mördern drangsaliert. Ständig führte ihn der Teufel mit „unheiligem Begehren“ in Versuchung. Rasputin erniedrigte und demütigte sich selbst, um seine Entschlossenheit auf die Probe zu stellen. Er zwang sich, tagelang ohne Lebensmittel und Wasser auszukommen. Einmal wanderte er sechs Monate lang, ohne die Unterwäsche zu wechseln oder seinen Körper zu berühren, und drei Jahre lang zog er in Fußfesseln durch Russland. Nach uralter christlicher Überzeugung sollte ihn diese Missachtung des Fleisches dem Geist Christi näherbringen. Später legte Rasputin die eisernen Fesseln ab, zugunsten der „Fesseln der Liebe“: Er lernte, die Evangelien zu lesen, sinnierte über ihre Bedeutung und fand Gott in allen Dingen, vor allem in der Schönheit der russischen Landschaft. Christi Liebe erfüllte seine Seele. „Ich liebte alle Menschen ohne Unterschied“, sagte er. Als Banditen Rasputin ausraubten, gab er ihnen alles, was er bei sich hatte, und sie staunten nicht schlecht, als er sprach: „Das gehört mir nicht, es gehört Gott.“ Das Wenige, was er an Nahrung hatte, teilte er stets mit anderen *stranniki*. Schließlich kam alles von Gott.¹³

Rasputin bewunderte die Schönheit der Natur. Er war überzeugt, dass der Teufel ständig um einen herum ist. Er bekämpfte seine körperlichen Bedürfnisse. Er missachtete Geld und alles Materielle. Er staunte über die Macht der Liebe. Er lebte asketisch und gab sich als echter Freigeist ungewöhnlichen religiösen Praktiken hin. All diese Aspekte sollten Rasputins Leben auch in Zukunft beherrschen.

Werchoturje im Ural ist einer der heiligsten Orte Russlands, Dutzende Kirchen gibt es hier und das Kloster St. Nikolaus, damals eines der beliebtesten Wallfahrtsziele des Landes. Hier in Werchoturje lernte Rasputin einen der am meisten verehrten heiligen Männer seiner Zeit kennen. Makari, bürgerlich Michail Polikarpow, war ein Starez („Alter“), der unweit des Klosters in einer kleinen Hütte im Wald hauste, mit zahlreichen Hühnern, die er liebevoll versorgte. Margarita Sabaschnikowa, die erste Ehefrau des symbolistischen Dichters Maximilian Woloschin, besuchte Makari 1910 in seiner Hütte. Hinterher schrieb sie: „Sein Gesicht war ganz aus der Zeit

gefallen. Tiefe Falten zeugten davon, dass er sich Sorgen machte, wenn auch nie um sich selbst, sondern stets um andere.“ Seine Augen sahen aus, als schliefe er nie. Er war wie ein Bauer gekleidet und benahm sich seltsam, starrte zum Himmel und unterhielt sich mit seinen Hühnern. Dennoch übte Makari eine geradezu mysteriöse Anziehungskraft auf sie aus: „Seine Erscheinung hatte etwas Fesselndes, eine ganz besondere Präsenz, wie sich unsere Blicke trafen – er muss wirklich ein Starez sein, dachte ich und sank vor ihm auf die Knie.“¹⁴

„Ein Starez“, schrieb Fjodor Dostojewski in die *Brüder Karamasow*,

ist ein Mensch, der die Seele und den Willen eines anderen in seine Seele und seinen Willen aufnimmt. Wenn Sie sich für einen Starez entscheiden, verzichten Sie auf Ihren eigenen Willen und übertragen ihn dem Starez in vollem Gehorsam, in voller Selbstentäußerung. Diesen Versuch, diese furchtbare Schule des Lebens, nimmt der Jünger freiwillig auf sich, in der Hoffnung, nach dem langen Gehorsam sich selbst zu überwinden, sich selbst in die Gewalt zu bekommen, nach lebenslanger Prüfung wirkliche Freiheit zu erlangen, das heißt Freiheit von sich selbst.¹⁵

Ein Starez besaß eine innere Weisheit, wie man sie nur selten fand. Ein gottgegebenes Charisma, das ihn in die Lage versetzte, denen, die nach Erleuchtung strebten, ein geistiger Führer zu sein. Der allererste und berühmteste Starez war Antonius der Große (251–356). Er zog sich aus der Welt zurück, um mehr als 20 Jahre lang ganz allein in der Wüste zu leben. Erst nach dieser intensiven Zeit der Isolation und Kontemplation empfing er Besucher, die ihrerseits auf der Suche nach Weisheit und dem rechten Glauben waren. Was in Antonius' Leben zentral war, das allen späteren Starzen als Vorbild diente, war der Gedanke, dass einen erst die Zeit des Rückzugs dazu befähigte, sich der Welt vollkommen zuzuwenden.

Russlands wichtigster Nationalheiliger, Sergius von Radonesch (1314[?]–1392), war ebenfalls ein Starez: Er wandte sich von der Welt ab und begab sich in die russischen Wälder, wo er als Einsiedler ein Leben führte, das von Selbstdisziplin und ständigen Gebeten geprägt war. Mit der Zeit sprach sich herum, wo sich die Einsiedelei des heiligen Sergius befand. Die Menschen kamen ihn besuchen, und

bald betrachteten sie ihn als ihren spirituellen Führer. Die Zahl seiner Jünger wuchs stetig. Schließlich gründete er ein Kloster nördlich von Moskau, das später als heiligster Ort von ganz Russland galt. Doch Sergius lebte weiterhin asketisch, und viele Pilger, die ihn besuchten, waren schockiert von dem, was sie vorfanden: Obwohl er von adliger Herkunft war, arbeitete Sergius weiterhin im Küchengarten, kleidete sich in schmutzigen Lumpen wie ein armer Bauer und nahm nur selten ein Bad. Er sah aus wie ein in die Wildnis geflohener Bettler, und doch war er mit den Großfürsten von Moskau befreundet und mischte sich sogar in die Politik ein. Am Vorabend der Schlacht zwischen Russen und Tataren auf dem Kulikowo Pole im Jahr 1380 suchte Fürst Dmitri Donskoi, der Herrscher von Moskau, Sergius auf und erbat dessen Segen.

Die Starzen sind in der orthodoxen Kirche ein verbreitetes Phänomen, und es gab sie zu verschiedenen Zeiten, doch ihre absolute Hochzeit erlebten sie im Russland des 19. Jahrhunderts, das man durchaus treffend als das „Zeitalter der Starzen“ bezeichnet hat. Vom heiligen Serafim von Sarow bis hin zu den großen Starzen des Optina-Klosters (Leonid, Makarios und Ambrosios) hatten diese charismatischen Gestalten einen enormen Einfluss auf das geistliche Leben in Russland, und zwar nicht nur auf das des gemeinen Volkes, sondern auch auf das der Dichter und Denker. Der große Starez aus den *Brüdern Karamasow*, Vater Sossima, hatte zumindest teilweise die Starzen von Optina zum Vorbild.¹⁶

Wie so viele andere vor und nach ihm war Rasputin zutiefst beeindruckt von Starez Makari. Dieser bescheidene Mann hatte sich dermaßen dem orthodoxen Glauben verschrieben, dass er große Teile der Bibel auswendig kannte. Seine Anhänger glaubten, er kenne nicht nur jedes einzelne Wort der Heiligen Schrift, sondern lebe auch danach, als sei er die leibhaftige Verkörperung der Lehren Jesu. Über die Beziehung zwischen den beiden wissen wir fast nichts; möglicherweise verbrachte Rasputin mehrere Monate im Kloster bei Werchoturje und wurde so etwas wie ein Schüler Makaris. Mag sein, dass Rasputin hier lesen und schreiben lernte – beides konnte er später zwar nicht wirklich gut, aber ganz passabel. Wenn dem so war, dann lernte er es jedoch von den Mönchen und nicht von Makari, denn der war Analphabet.¹⁷

Rasputin war zwar beeindruckt von Makari, nicht aber vom Kloster und den dortigen Mönchen. Später äußerte er Maria gegenüber, jene „Laster“, die so viele Klöster infizierten, hätten sich auch in Werchoturje ausgebreitet. Wahrscheinlich meinte er damit die Homosexualität. Außerdem war das Klosterleben von einer Reihe von Zwängen geprägt, die ihn abschreckten. Er sagte einmal: „Im Kloster zu leben ist nichts für mich. Dort begegnet man den Menschen mit Gewalt.“ Rasputin war der Ansicht, dass ein wahrer Christenmensch sein Heil draußen in der Welt suchen sollte. Angesichts von Rasputins rastlosem Wesen ist das kaum überraschend. Er wollte sich keiner Routine unterwerfen und erkannte keine Autoritäten an außer Gott und den Zaren. Laut Maria war es der Aufenthalt bei Makari, der ihn davon überzeugte, das Leben eines Wanderers zu führen.¹⁸

Im Laufe der Zeit begab sich Rasputin immer weiter von zu Hause fort. Im Jahr 1900 gelangte er sogar bis nach Griechenland zum Berg Athos, der seit dem 10. Jahrhundert das Zentrum der orthodoxen Mönche ist. Auf einer felsigen Halbinsel erhebt sich der „Heilige Berg“ 2033 Meter hoch über die Ägäis, mehr als 20 Klöster, Klostersiedlungen und Einsiedeleien befinden sich auf ihm. Rasputin wurde von Dmitri Petscherkin begleitet, einem Pilger, der vermutlich mit ihm verwandt war. Petscherkin war so angetan vom Leben auf dem Athos, dass er kurzerhand dort blieb, sich eine Tonsur verpassen ließ und dem Panteleimon-Kloster beitrug. Er blieb, bis das Kloster 1913 in den Mittelpunkt einer Kontroverse geriet und kehrte dann nach Pokrowskoje zurück.¹⁹

Seine Reisen hielten Rasputin monatelang, manchmal sogar mehrere Jahre von zu Hause fort. Und wenn er dann zurückkehrte, erkannte ihn mitunter nicht einmal seine eigene Familie wieder. Marias früheste Erinnerung an ihren Vater stammte vom Herbst 1903. Eines Abends spielten sie und Dmitri mit anderen Kindern aus dem Dorf, als ihre Mutter sie zum Abendessen rief. Ein großer fremder Mann mit müdem Gesicht, einer Tasche über der Schulter und in einen dreckigen Schaffellmantel gehüllt näherte sich ihnen. Er sah aus wie all die anderen Pilger, die auf ihrer Wanderschaft das Dorf passierten. Als Praskowja merkte, dass es sich um ihren Ehemann handelte, rief sie voller Freude seinen Namen – sie hatten sich zwei Jahre nicht gesehen. Maria und ihr Bruder sprangen dem Vater in die Arme und gaben ihm zahllose Küsse.

In ihren Memoiren schreibt Maria, wie sehr ihr Vater sein Heimatdorf liebte. Das war durchaus zutreffend, und dennoch überwältigte ihn jedes Frühjahr aufs Neue der Drang, Pokrowskoje zu verlassen. „Es reichte ihm nicht mehr, durch die Nachbarschaft zu spazieren“, schrieb Maria. „Mit einem Mal packte ihn das Fernweh, und eines Morgens hängte er sich seine Tasche um und machte sich wieder auf in die Ferne, entweder zu einem bekannten Wallfahrtsort oder aufs Geratewohl, im Vertrauen darauf, dass man ihn in den Dörfern, durch die er kam und wo er seine Fähigkeiten als Prediger und Geschichten-erzähler unter Beweis stellte, gastfreundlich aufnehmen würde.“ Maria und Dmitri baten ihren Vater jedes Mal sie mitzunehmen, weil sie vor allem dem bösartigen Dorfpfarrer entkommen wollten, bei dem sie Religionsunterricht erhielten. Für Vater Pjotr Ostroumow hatte Rasputin anscheinend genauso wenig übrig wie seine Kinder.²⁰

Kaum ein religiöser Pilger hatte ein Zuhause, geschweige denn Frau und Kinder, zu denen er immer wieder zurückkehrte. Darin unterschied sich Rasputin deutlich von den anderen *stranniki*, doch er unterwarf sich ohnehin nicht gerne den allgemein anerkannten Regeln. Rasputin suchte stets seinen eigenen Weg, er definierte selbst, was es bedeutete, ein Pilger zu sein. Seine Entscheidung, keine Fußfesseln mehr zu tragen, ist ein Beispiel dafür. 1907 erzählte Rasputin Vater Alexander Jurjewski, als er mit seinen Wanderungen begann, habe er zunächst welche getragen. „Aber die zu tragen, ist nicht gut: Das führt dazu, dass man nur noch über sich selbst nachdenkt und glaubt, man sei bereits ein Heiliger. Daher legte ich sie ab und wechselte stattdessen ein Jahr lang mein Hemd nicht. Das ist eine bessere Möglichkeit, sich zu demütigen.“²¹ Rasputin war wissbegierig, intelligent und aufgeschlossen, aber zugleich unabhängig und mitunter rebellisch – von dem, was die religiöse Tradition Russlands zu bieten hatte, übernahm er immer nur das, was ihm passte. Und so schuf er seine eigene Version der bäuerlichen Orthodoxie.

Die Jahre der Wanderschaft waren seine Schule, seine Universität. Wie der *strannik* Luka in Maxim Gorkis *Nachtasyl* bekam er dabei fast alles zu sehen, was es im riesigen Zarenreich zu sehen gab, und er begegnete allen erdenklichen Arten von Menschen – fleißigen Landwirten und Arbeitern, Gaunern, Dieben und Mördern, einfachen Männern Gottes und Dorfpriestern (einige ein Ausbund an Moral,

andere eher weniger), bestechlichen Beamten, Bettlern und Krüppeln, hochmütigen Adligen, bußfertigen Nonnen, brutalen Polizisten und hartgesottenen Soldaten. Er lernte alle Facetten der russischen Gesellschaftsordnung kennen und eignete sich ein eingehendes Verständnis der menschlichen Psyche an. So entwickelte Rasputin ein Talent dafür, in den Menschen zu lesen. Es kam vor, dass er jemanden noch nie zuvor gesehen hatte und ihm dennoch auf den Kopf zusagte, was ihn bewegte, welche Probleme er in der Vergangenheit gemeistert hatte, was für ein Mensch er war. Und er wusste, wie man mit den Leuten redet. Er sprach ganz frei und ungezwungen über die Heilige Schrift und über Gott, ganz anders als die Priester mit ihrem Bücherwissen. Seine Sprache war direkt, persönlich, durch und durch lebendig und geerdet, voller Anspielungen auf das tägliche Leben und die Schönheit der Natur.

„Wir saßen oft bei meinem Vater auf dem Schoß, mein Bruder Mitja, meine Schwester Warwara und ich“, so Maria über ihre Kindheit. „Er erzählte uns wundersame Geschichten, mit einer großen Zärtlichkeit, die er uns gegenüber immer an den Tag legte, und diesem abwesenden Blick, in dem sich all die Länder zu spiegeln schienen, die er besucht hatte, und die seltsamen Abenteuer, die er unterwegs erlebt hatte.“ Er berichtete von den vielen Wundern des Zarenreichs – von den tausenden goldenen Kuppeln, die bis in den Himmel ragten, vom funkelnden Reichtum der Basare der Tataren, von den mächtigen Flüssen, der heiligen Stille der sibirischen Wälder, der wilden Schönheit der Steppe. Manchmal wurde seine Stimme so leise, dass sie nur noch ein Flüstern war – immer dann, wenn er von seinen Visionen berichtete. Maria erinnerte sich später daran, wie er einmal von einer schönen Frau „mit den Gesichtszügen der Heiligen Jungfrau“ erzählte, die ihm erschienen war und von Gott gesprochen hatte. Nachdem er seine Erzählung beendet hatte, malte er über den Köpfen seiner Kinder reflexartig ein Kreuz in die Luft. „Gott ist der einzige Trost im Leben“, sagte Rasputin, und er brachte ihnen bei, zu beten. Nicht jeder könne das, erklärte er, man müsse ganz fest an sein eigenes Herz glauben und alle Gedanken aus dem Geist verbannen, sodass da nichts mehr sei als Gott. In Vorbereitung auf das Beten zwang Rasputin seine Kinder, zu fasten. Er sagte, dies täten sie nicht etwa für ihre Gesundheit, wie die gebildeteren Russen glaub-

ten, „sondern für unser Seelenheil“. Bei den Mahlzeiten sprach er stets ein Tischgebet, und jeden Abend hielt er einen kleinen Gottesdienst ab. Als Zufluchtsort für Pilger, die durch Pokrowskoje kamen, hatte er im Hof eine Hütte mit Ikonen darin aufgestellt.

Dennoch drehte sich zu Hause nicht alles nur um Gott und Religion. Rasputin genoss es, mit seinen Kindern zu lachen, sie spielten zusammen Ball und fuhren mit der Kutsche, wobei der Vater dem Sohn zeigte, wie man das Pferd lenkt. Und im Herbst freute sich Rasputin auf das alljährliche Dorffest mit Tanz und Musik.²² Maria und ihren Geschwistern wurde langsam klar, dass ihr Vater kein gewöhnlicher Mensch war. Es kamen immer häufiger Besucher ins Haus, örtliche Bauern, aber auch Fremde von weither suchten Rasputin auf, um ihr Herz auszuschütten und ihn um Rat zu bitten. Rasputin und Praskowja nahmen diese Menschen in ihrem Haus auf, gaben ihnen zu essen und ein Bett, und Grigori sorgte für die geistige Nahrung. Maria war stolz, als sie hörte, dass ihr Vater bei vielen Leuten in der Gegend als Starez galt.

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts hatte Rasputin bereits eine kleine Gruppe von Schülern um sich geschart, darunter sein Schwager Nikolai Raspopow, sein Cousin Nikolai Rasputin (der Sohn von Jefims älterem Bruder Matwei) und Ilja Arapow, ein Bauer aus Pokrowskoje. Zwei Frauen waren ebenfalls mit von der Partie: Dmitri Petscherkins Schwester Jewdokia, eine Bauersfrau aus dem Bezirk Tobolsk, und deren Nichte Jekaterina Petscherkina. Die beiden Frauen, die Dunja und Katja gerufen wurden, zogen um 1906 in Rasputins Haus ein. Zunächst sollten sie lediglich Praskowja im Haushalt helfen, doch schon bald gehörten sie quasi zur Familie, und sie blieben bei den Rasputins bis nach Grigoris Tod. An den Sonn- und Feiertagen (oder wann immer sie Freizeit hatten) versammelten sich Rasputins Anhänger im Haus, um Kirchenlieder zu singen und in der Bibel zu lesen, und Rasputin interpretierte die Verse für die anderen. Unter dem Stall neben dem Haus seines Vaters, wo dieser zu jener Zeit noch wohnte, grub Rasputin eine behelfsmäßige Höhle, die ihm und seinen Jüngern als eine Art Kapelle diente. Etwas Geheimbündlerisches haftete den Versammlungen an. Bald wurden die Dorfbewohner misstrauisch und begannen zu tuscheln. Einige behaupteten, die Petscherkinas würden Rasputin im Bade-

haus zeremoniell waschen. Andere sagten, sie hätten seltsame Lieder aus dem Hause Rasputin gehört, ganz andere als die Hymnen, die man sonntags in der Dorfkirche sang, und Rasputin bringe seinem Gefolge mysteriöse Rituale bei.²³

Maria erinnerte sich, wie die Bekanntheit ihres Vaters mit jeder Reise, von der er heimkehrte, zunahm und wie im gleichen Maße das Misstrauen der Dorfbewohner wuchs, die sich immer neue Verleumdungen ausdachten. Es gab Berichte, Rasputin hätte sich auf seiner Wanderschaft von jungen Frauen begleiten lassen – eine Behauptung, die keines Kommentars bedurfte. Vater Ostroumow reagierte in offener Feindseligkeit. Schließlich war *er* das religiöse Oberhaupt von Pokrowskoje, nicht dieser dahergelaufene Bauer, der immer mehr Menschen auf der Suche nach spiritueller Führung und Heilung an sich band. Ostroumow war so aufgebracht, dass er sogar versuchte, Rasputins Anhänger von ihm zu entfremden, und es gelang ihm, Ilja Arapow zu überreden, sich in Zukunft von Rasputins Haus fernzuhalten.²⁴ Aber offenbar war er der Einzige. Ostroumow kämpfte eine verlorene Schlacht, während sich in Sibirien herumsprach, dass in Pokrowskoje ein ganz bemerkenswerter Starez lebte.

3. Nikolaus und Alexandra

Der russische Thronerbe Nikolaus Alexandrowitsch erblickte Prinzessin Alix zum ersten Mal im Juni 1884. Damals war er 16 Jahre alt und sie gerade einmal 12. Sie war zur Hochzeit ihrer großen Schwester Elisabeth mit Großfürst Sergei Alexandrowitsch, dem jüngeren Bruder des russischen Zaren Alexander III., nach Russland gekommen. Als sie da in der Kapelle des Winterpalais standen, warfen die beiden einander verstohlene Blicke zu. Vor ihrer Rückreise nach Darmstadt schenkte Nikolaus Alix eine kleine Brosche.

Alix war die Enkelin von Königin Victoria. Sie kam im Juni 1872 im beschaulichen Darmstadt zur Welt, als Tochter von Prinzessin Alice und Großherzog Ludwig IV. von Hessen und bei Rhein. Alix – so ihr Taufname, aus dem später, als sie zum russisch-orthodoxen Glauben konvertierte, Alexandra wurde – war ein hübsches, glückliches Kind. Die Familie nannte sie „Sunny“, ein Spitzname, der in ihrem späteren Leben leider so gar nicht mehr zu ihrer Gemütsverfassung passen sollte. Sie war der absolute Liebling ihrer Großmutter Victoria: „So hübsch“, sagte sie über das kleine Mädchen. „Das anmutigste Kind, das ich jemals gesehen habe.“

Erst fünf Jahre nach ihrer ersten Begegnung trafen Alix und Nikolaus wieder aufeinander. Nikolaus hatte sie nicht vergessen, und als Alix sich erneut in Russland aufhielt, machte er ihr den Hof. An den Abenden begleitete er sie zu Bällen und festlichen Dinern, tagsüber nahm er sie mit zum Schlittschuhlaufen. Dass Alix seinem Charme widerstand, hatte in erster Linie religiöse Gründe: Sie war eine strenggläubige Lutheranerin und nicht bereit, für irgendjemanden ihren Glauben aufzugeben. Es war auch von anderen Freiern die Rede, unter anderem von Prinz Georg, dem zweiten Sohn von „Bertie“ (Albert Eduard), dem Prinzen von Wales. Im Jahr 1889 lehnte sie einen Heiratsantrag des Herzogs von Clarence ab, der nach seinem Vater, der nächste Anwärter auf den britischen Thron war. Königin Victoria wollte unbedingt, dass ihre geliebte Alix einen Engländer heiratete, aber Alix beeindruckte die Aussicht, Königin von England zu werden, wenig. Victoria machte sich immer mehr Sorgen, dass sich Alix am Ende doch noch für einen Russen entscheiden würde. Eine solche Ehe, schrieb sie, „kann sie nicht glücklich machen [...]“. Russland befindet

sich in solch einem schlechten, verdorbenen Zustand, jeden Moment könnte etwas ganz Schreckliches passieren.“⁴¹ Das nächste Mal trafen sich Nikolaus und Alix im Frühjahr 1894 bei der Hochzeit ihres Bruders Ernst in Coburg. Nikolaus war wild entschlossen, sie endlich zur Frau zu gewinnen, aber sie tat sich mit der Entscheidung so schwer, dass sie in Tränen ausbrach. Ihre große Schwester Elisabeth, die alle Ella nannten, war selbst zur Russisch-Orthodoxen Kirche übergetreten, und sie redete Alix gut zu, um sie zu beruhigen. Es funktionierte, und am Ende nahm Alix den Antrag an.

Noch bevor sie und Nikolaus heiraten konnten, starb am 1. November 1894 im Liwadija-Palast an der Küste der Krim ganz plötzlich und unerwartet Zar Alexander III. Nikolaus war am Boden zerstört. Die Verantwortung, die mit einem Mal auf seinen Schultern lastete, war mehr, als er stemmen konnte. Unter Tränen wandte er sich an seinen Schwager, Großfürst Alexander Michailowitsch: „Sandro, was soll ich tun? [...] Was wird mit uns geschehen, mit mir, mit dir und Xenia, mit Alix und Mutter, mit ganz Rußland? Ich bin nicht vorbereitet darauf, Zar zu sein. Ich habe nie einer werden wollen. Ich verstehe nichts von Regierungsgeschäften. Ich habe nicht einmal eine Idee davon, wie ich zu den Ministern sprechen soll.“⁴² Seine Worte waren auf entsetzliche Weise prophetisch.

Tags darauf empfing Alix erstmals die heilige Kommunion der Russisch-Orthodoxen Kirche, ab sofort hieß sie Alexandra Fjodorowna. Noch im selben Monat, am 26. November, heirateten Nikolaus und Alexandra im Winterpalais in St. Petersburg.

Sie führten eine glückliche Ehe. Ihre Liebe füreinander war so aufrichtig wie dauerhaft und blieb ihnen bis zu ihrem Tod erhalten. Trotzdem hatten sie kein einfaches Leben. Von Anfang an litt Alexandra sehr unter dem Druck, den das Dasein als russische Zarin mit sich brachte. Sie wollte nicht wahrhaben, dass ihre neue Stellung sie zu einer öffentlichen Figur machte und sie ihren neuen Untertanen gegenüber bestimmte Verpflichtungen hatte. Stattdessen bestand sie darauf, ein ruhiges, zurückgezogenes Leben zu führen, und wachte so unerbittlich über die Privatsphäre ihrer Familie, als sei sie bloß irgendeine unbedeutende Adlige in der deutschen Provinz. „Würde bringt Bürde“, wie man so schön sagt, doch Alexandra sah lediglich die Pflichten ihrer Untertanen der Krone gegenüber – davon, dass

auch sie dem Volk gegenüber in der Pflicht stand, wollte sie nichts wissen. Dennoch vergaß Alexandra nie, wie viel Macht sie und ihr Mann als Herrscher über Russland besaßen, und sie gestattete keinerlei Vorschläge zu politischen Reformen, so behutsam sie auch sein mochten.

Die Privatsphäre, die Alexandra sich ausbat, trieb sie letztlich in die Isolation, sie fühlte sich allein und ungeliebt. Sie konnte einfach nicht nachvollziehen, warum sogar die entfernteren Angehörigen der Familie Romanow hinter ihrem Rücken über sie zu reden begannen, dabei kam der meiste Klatsch dadurch zustande, dass die Familie sich vom Leben des Herrscherpaares ausgeschlossen fühlte. Und das sollte tragische Folgen haben. Was Nikolaus betrifft, so war er zu kurzsichtig, um das Problem überhaupt wahrzunehmen, und zu schwach, um Alexandra dazu zu veranlassen, ihre Haltung zu ändern. Er war zu sehr auf sie angewiesen, als dass er ihr irgendwelche Vorschriften machen konnte. Alexandras Bruder sagte einmal: „Der Kaiser ist ein Engel, aber er weiß nicht, wie man mit ihr umgehen muß. Sie braucht einen ihr übergeordneten Willen, der sie beherrscht und der ihr gleichsam Zügel anlegt.“³ Alexandras wichtigste Aufgabe bestand darin, einen männlichen Thronfolger zur Welt zu bringen, und dass ihr das nicht gelang, machte ihr schwer zu schaffen. In den sechs Jahren zwischen 1895 und 1901 bekam sie vier Töchter – Olga, Tatjana, Maria und Anastasia –, aber keinen Sohn. Und langsam verlor Russland die Geduld.

4. Monsieur Philippe

Viele verschiedene Namen dachte man sich für sie aus. Man nannte sie die Schwarzen Damen, die Schwarze Gefahr, die Spinnen von Montenegro, die Schwarzen Seelen, die Schwarzen Krähen und die Schwarzen Prinzessinnen. Miliza und Anastasia kamen 1866 und 1868 in der montenegrinischen Stadt Cetinje zur Welt. Sie waren die Töchter des dort regierenden Fürsten und späteren Königs von Montenegro („Schwarzer Berg“), Nikolai I. Petrović-Njegoš. Zar Alexander III. lud die Schwestern nach St. Petersburg ein, damit sie das Smolny-Institut besuchen konnten, eine höhere Bildungsanstalt für adlige Mädchen. Schon bald bewegten sie sich in den exklusivsten Kreisen der Hauptstadt. Im Sommer 1889 heiratete Prinzessin Miliza Großfürst Pjotr Nikolajewitsch, einen Cousin des späteren Zaren Nikolaus II., und Anastasia, genannt Stana, heiratete Fürst (und später Herzog) Georg von Leuchtenberg, einen entfernten Verwandten der Romanows. Stana hatte mit ihrer Ehe kein Glück, Georg verließ sie (und Russland) und zog zu seiner Geliebten nach Biarritz. Allzu unglücklich war Stana darüber indes nicht, schließlich hatte sie bereits selbst einen Geliebten.

Die zwei Schwestern waren unzertrennlich. Stana verbrachte die meiste Zeit auf den diversen Anwesen ihrer Schwester und ihres Schwagers, in der Villa in der Petersburger Galernaja-Straße oder im weitläufigen Snamenka-Schloss am Finnischen Meerbusen, nahe des Zarenschlosses Peterhof. Im Haus ihrer Schwester lernte Stana Pjotrs älteren Bruder, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, kennen, und sie verliebte sich in ihn. Nikolascha, wie seine Familie ihn nannte, war eine eindrucksvolle Gestalt – ein Riese von einem Mann mit stechend blauen Augen und einem hölzernen soldatischen Auftreten. Als Heeresoffizier war er berüchtigt dafür, ständig seine Untergebenen zu maßregeln, die ihn entsprechend fürchteten. Es hieß, er habe bei einem festlichen Abendessen seinen eigenen Hund, einen Barsoi, entzweigeschlagen, um den geschockten Gästen zu beweisen, dass er das schärfste Schwert des russischen Militärs besaß. „Onkel Angst“ nannten ihn manche Leute hinter seinem Rücken, sogar seiner Familie galt er als der „gefürchtete Onkel“. Maria Fjodorowna, die Mutter von Zar Nikolaus II., sagte, Nikolascha leide „unter einer unheilbaren

Krankheit – er ist dumm“. Der Aussage eines von Russlands größten damaligen Staatsmännern zufolge war Nikolascha davon ganz gerührt.¹ Es dauerte ein paar Jahre, aber Ende 1906 willigte Nikolaus schließlich in Stanas Scheidung ein, und im Jahr darauf heiratete sie Nikolascha. Sie hatten sich gesucht und gefunden. Stana wurde eine von Alexandras engsten Freundinnen, und auch mit Nikolaus verstand sie sich prächtig. Viele Aristokraten hatten den Eindruck, Stana und ihr Mann übten ungebremsten Einfluss auf den Zaren aus.

Beide Großfürsten, Pjotr und Nikolascha, gaben ihren Ehefrauen gerne nach. Vor allem die schwarzhaarige und resolute Miliza, eine selbsternannte Expertin für das Übernatürliche, bekam immer ihren Willen. Sie war äußerst belesen, hatte die persische Sprache studiert, beschäftigte sich eingehend mit allen Spielarten von Mystik und Okkultismus, und es gelang ihr, auch ihren Mann sowie Stana und Nikolascha dafür zu begeistern. Im September 1900 wurde Miliza von der Hochschule für Hermetische Wissenschaften in Paris der Titel „Doktorin der Hermetik (ad honorem)“ verliehen. Leiter der Hochschule war der bedeutendste Protagonist der französischen Okkultismus-Szene, Gérard Encausse (1865–1916), besser bekannt unter dem Namen Papus. Der studierte Mediziner beschäftigte sich schon lange intensiv mit esoterischem Wissen, von dem er glaubte, es stamme direkt aus den antiken Kulturen von Ägypten, Babylon und sogar Atlantis und sei in verschiedenen Symbolen und Traditionen überliefert. Seine diesbezüglichen Studien veröffentlichte er in mehreren äußerst populären Büchern. Doch Papus war nicht nur Lehrer und Schriftsteller, sondern auch ein prominenter Freimaurer und der Leiter zweier französischer Orden, des Ordre du Martiniste und des Ordre Kabbalistique de la Rose-Croix. Um die Jahrhundertwende war Papus mehrmals in Russland. Im Winter 1900/01 gab er Privatvorlesungen vor einer Reihe von Großfürsten und -fürstinnen, zu denen auch die Schwarzen Prinzessinnen und ihre Gatten zählten. Dabei ging es um verschiedene obskure Themen wie die Archäometrie. Man nimmt an, dass Papus zu jener Zeit in St. Petersburg eine Loge des Martinisten-Ordens einrichtete (eines Zweigs der französischen Freimaurer, dessen Wurzeln bis ins 18. Jahrhundert reichten), zu deren Mitgliedern Pjotr und Nikolascha zählten. Einige Quellen geben an, Nikolascha habe Papus bei Zar Nikolaus eingeführt und

jener sei der Loge ebenfalls beigetreten. Laut dem späteren französischen Botschafter in Russland, Maurice Paléologue, hielt Papus während der Revolution von 1905 am Hof eine Séance ab, bei der er den Geist von Alexander III. anrief. Der verstorbene Herrscher riet seinem Sohn, angesichts der Gefahr standhaft und besonnen zu bleiben und die Revolution um jeden Preis niederzuschlagen. Papus teilte Nikolaus mit, er selbst werde all seine Macht dafür einsetzen, eine weitere Revolution in Russland zu verhindern, allerdings halte seine Macht nicht über seinen Tod hinaus an. Papus starb Ende Oktober 1916, vier Monate vor dem Zusammenbruch der Romanow-Dynastie.²

Zurück in Frankreich, stellte Papus dem russischen Militäragenten Graf Valerian Murawjow Amurski einen mysteriösen Franzosen mit Namen Monsieur Philippe vor, der damals gerade die High Society für sich einnahm. „Er ist ein weiser Mann“, rief Papus aus. „Wenn er spricht, ruht das große Geheimnis seiner Macht in jedem seiner Worte!“³ Sein voller Name lautete Philippe Nazier-Vachot (mitunter finden sich in den Quellen auch Anthèlme Nizier Philippe und Nizier-Anthèlme Vachod), und er war 1849 in Savoyen als Sohn einer bäuerlichen Familie zur Welt gekommen. Philippe ging zunächst bei seinem Onkel, einem Metzger, in die Lehre, siedelte dann nach Lyon um, wo er eine Zeitlang Medizin studierte. Ob er die Universität freiwillig verließ oder exmatrikuliert wurde, ist unklar; auf jeden Fall erhielt er keinen Abschluss. Doch das hinderte ihn nicht daran, Karriere zu machen: Schon im Alter von 13 Jahren habe er, so behauptete Philippe, heilende Kräfte besessen, und nach seinem Studium konzentrierte er sich darauf, seine Gabe auf eigene Faust weiterzuentwickeln. Er tauchte tief in die Welt des Okkulten, der Hypnose und – angeblich – der Magie ein. Im Jahr 1881 richtete er sich ein eigenes Labor ein und begann, Patienten zu empfangen. Er behandelte sie mit einer Vielzahl von Methoden und Substanzen, unter anderem solchen, die er als „psychische Flüssigkeiten und Astralkräfte“ bezeichnete. Keine europäische Bildungsinstitution verlieh ihm jemals ein Diplom, aber einem Bericht zufolge reichte er 1884 bei der University of Cincinnati eine Dissertation zum Thema „Grundsätze der Hygienevorschriften bei Schwangerschaft, Geburt und Kindheit“ ein.⁴ Diplom hin oder her: Monsieur Philippe wurde

schnell in ganz Frankreich bekannt, und er gewann im Handumdrehen eine große Anhängerschar in der Oberschicht. Auch wenn er rein physisch nicht allzu attraktiv war – dunkles Haar, eine dickliche Figur, durchschnittlich groß, ein etwas übertriebener Schnurrbart und Augen mit großen, schweren Lidern –, so schwärmte doch jeder, der ihn kennenlernte, von „seinem Charme“, und selbst die Presse feierte ihn als „Cagliostro unserer Tage“.⁵

Ein Zeuge einer seiner Séancen merkte an, welch große Wirkung er auf Frauen hatte. Er ging in Pantoffeln, auf die ein Pfeife rauchender Hund aufgesteckt war, im Raum umher und begrüßte alle Anwesenden mit sanftem Händedruck. Dann kam eine Frau nach der anderen auf ihn zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr, „avec un air de confiance amoureuse“. Er sagte ihnen, er habe leider nicht genug Zeit, sich um jede von ihnen einzeln zu kümmern, aber wenn sie nur wirklich glaubten, würden sie alle geheilt. Dann lächelte er die Frauen an, und sie schienen unter seinem Blick geradezu dahinzuschmelzen. Im Anschluss sprach er vage über Gott und den Magnetismus und dass er selbst ein Nichts sei – was seine Zuhörer noch mehr davon zu überzeugen schien, dass er über einzigartige Kräfte verfügte. Graf Amurski nahm an einer von Philippes Séancen in Paris teil, die am Jahrestag der Hinrichtung von König Ludwig XVI. stattfand. Den Besuchern wurde einiges geboten: Philippe rief den Geist des Königs an, und zu aller Erstaunen erschien wie durch ein Wunder ein grausiger abgeschlagener Kopf. Bluttriefend schwebte er mitten in dem abgedunkelten Raum, und bevor sie wussten, wie ihnen geschah, verschwand er wieder in der Dunkelheit.⁶

Möglicherweise lernten die Schwarzen Prinzessinnen Monsieur Philippe zu Beginn des Jahres 1900 über Graf Amurski kennen. Stana suchte damals Abhilfe für ihre Migräne, und Miliza und Pjotr wollten ihren kranken Sohn Roman behandeln lassen. Sie waren allesamt dermaßen beeindruckt von Philippe, dass sie ihn nach Russland einluden, wo sie ihn am Hof einführen und insbesondere der Zarin vorstellen wollten.⁷ Die Schwestern gehörten zu den wenigen Menschen am Zarenhof, die Alexandra nach ihrer Ankunft in Russland mit offenen Armen empfangen hatten. Sie taten alles, was ihnen möglich war, um ihr das Gefühl zu geben, willkommen zu sein, und sie sorgten dafür, dass sie mit dem Respekt behandelt wurde, der ihr

gebührte. Miliza unterhielt sich mit Alexandra ausführlich über Okkultismus und Mystik. Sie sprach ganz glaubhaft von wahren Männern Gottes, von Propheten und Sehern aus dem gemeinen Volk und überzeugte die Zarin davon, dass solche Männer tatsächlich existierten – Männer, die frei waren von der Eitelkeit und Verderbtheit, die am Hof und in der feinen Gesellschaft herrschten. Miliza war sich nicht nur sicher, dass der Antichrist existierte, sondern auch, dass er die zeitgenössische Gesellschaft fest im Griff hatte. Alexandra hörte ihr zu, und sie glaubte ihr. Laut Anna Wyrubowa, der engsten Freundin der Zarin, sah Alexandra in Miliza praktisch eine „Propheetin“ und hing an ihren Lippen. Miliza gelang es sogar, Alexandra davon zu überzeugen, dass Elena, die Königin von Italien und Schwester der Schwarzen Krähen, von einem bösen Geist besessen war.⁸ Nach ihrer Rückkehr aus Frankreich erzählten Stana und Miliza dem Zarenpaar von dem bemerkenswerten Mann, den sie kennengelernt hatten und den beiden nur allzu gerne vorstellen würden.

Nikolaus hielt ihr erstes Zusammentreffen in seinem Tagebuch fest und schrieb am 26. März 1901: „Ich traf mich mit einem bemerkenswerten Franzosen, Monsieur Philippe! Wir sprachen eine ganze Weile miteinander.“ Philippe blieb rund drei Monate in Russland, und im Hochsommer kam er wieder. Nikolaus und Alexandra suchten ihn direkt am Tag seiner Ankunft, dem 9. Juli, auf und verbrachten den Abend mit Philippe, den Schwarzen Prinzessinnen, Pjotr und Nikolascha im Snamenka-Schloss. Sie hörten ihrem exotischen Besucher stundenlang zu und waren völlig hingerissen. Gleich am nächsten Abend trafen sie Monsieur Philippe erneut. „Was für wunderbare Stunden!“, schrieb der Zar nach dieser Begegnung in sein Tagebuch. Am 11. Juli aß Philippe mit der Zarenfamilie zu Mittag. Er führte ein langes Gespräch mit Alexandra unter vier Augen, und anschließend stellte ihm das Paar seine vier Töchter vor – auch Anastasia, die erst im Monat zuvor auf die Welt gekommen war. „Wir zeigten ihm unsere Töchter“, schrieb Nikolaus ganz beseelt, „und beteten mit ihm zusammen im Schlafzimmer!“ Inzwischen bezeichneten sie ihn schon als ihren „Freund“.

Bis zu seiner Abreise am 21. Juli sahen Nikolaus und Alexandra Philippe jeden Tag. Vor allem Nikolaus fühlte sich zu ihm hingezogen. Am 12. Juli saßen die beiden im Snamenka-Schloss mehr als

drei Stunden lang ungestört zusammen. „Die Wege des Herrn sind unergründlich!“, vermerkte Nikolaus an diesem Abend in seinem Tagebuch. Alles drehte sich um den Franzosen, Nikolaus und Alexandra dachten an nichts anderes mehr. Am 15. Juli verließen sie eine Theateraufführung in der Pause, um Philippe zu treffen; bis halb drei Uhr in der Früh hingen sie an seinen Lippen. Monsieur Philippe sprach stundenlang von den Wundern Gottes, und ein paar Mal erreichte er dabei vor den Augen seiner Freunde einen Zustand religiöser Ekstase. Sie erledigten all ihre offiziellen Verpflichtungen, so schnell es ging, um so viel Zeit mit ihm zu verbringen wie nur möglich. Ein Besuch bei Monsieur Philippe war der Höhepunkt eines jeden Tages. Der Zar lud ihn sogar ein, ihn bei öffentlichen Zeremonien zu begleiten, wie am 14. Juli, als Nikolaus in der Nähe von Krasnoje Selo seine Truppen inspizierte, und noch einmal drei Tage später eben dort, anlässlich eines feierlichen Marschs. Am Abend des 18. Juli führten sie im Snamenka-Schloss ein „wichtiges Gespräch“ (so Nikolaus' Worte), und zwei Tage später beteten sie zusammen. Schließlich mussten sich Nikolaus und Alexandra am späten Nachmittag des 21. Juli von Philippe verabschieden. „Wir alle fühlen uns, als wären wir verwaist!“, schrieb der niedergeschlagene Nikolaus an jenem Abend in sein Tagebuch. Als er eine Woche später wieder nach Snemanka fuhr, kam es Nikolaus „seltsam“ vor, dass „unser Freund“ nicht mit von der Partie war.⁹

Doch auch wenn Monsieur Philippe fort war: Sein Einfluss blieb. Als Nikolaus auf der kaiserlichen Jacht „Standart“ nach Danzig reiste, um sich mit dem deutschen Kaiser Wilhelm zu Gesprächen über die Situation in Fernost zu treffen (Wilhelm suchte die Unterstützung der Russen) und sich ein deutsches Marinemanöver anzusehen, schrieb ihm Alexandra am 27. August: „Meine Gedanken und Gebete sind die ganze Zeit über bei dir. Und ich weiß, dass dies auch für M. P[hilippe] gilt, und das allein tröstet mich, sonst wäre diese Trennung zu schrecklich. [...] Vergiss nicht, Samstagabend um 10:30 – alle unsere Gedanken sollen sich auf Lyon richten. Wie reich unser Leben geworden ist, seit wir ihn kennengelernt haben. Es scheint, alles ist viel leichter zu ertragen.“¹⁰

Von Danzig aus fuhr Nikolaus weiter nach Frankreich. Er reiste gemeinsam mit dem französischen Präsidenten Émile Loubet mit der

Eisenbahn nach Compiègne nordöstlich von Paris, wo er mit Alexandra zusammentraf. Dort stattete Monsieur Philippe ihnen am 6. September einen Überraschungsbesuch ab. Schon am nächsten Tag sahen sie ihn wieder, und er stellte ihnen seinen Schwiegersohn Dr. Emmanuel Henri Lalande vor, der unter dem Pseudonym „Marc Haven“ okkultistische Bücher schrieb. Während seines Aufenthalts in Frankreich erwähnte Nikolaus Monsieur Philippe in einem Gespräch mit Außenminister Théophile Delcassé, und er drängte den Minister, seinem Freund das französische Arztdiplom zu verleihen. Delcassé und Loubet waren ebenso schockiert von der Bitte des Zaren selbst wie von der Hartnäckigkeit, mit der er sie vorbrachte. Für sie war Monsieur Philippe ein absoluter Scharlatan. Nikolaus' Bitte ignorierten sie geflissentlich.¹¹

Bedeutsame Gespräche, Gebete und Andachten, Forderungen an den französischen Präsidenten ... Von Anfang an war offenkundig, wie groß der Einfluss war, den Monsieur Philippe auf Zar und Zarin ausübte. Dies war keine amüsante Ablenkung von den Bürden der Herrschaft. Ganz im Gegenteil. In ihrem neuen Freund hatte das Paar endlich jemanden gefunden, der ihnen half, die Last der Regierung zu schultern. Philippe war praktisch über Nacht zu einem der wichtigsten Vertrauten des Zaren geworden, und ganz offensichtlich nutzte er seinen Einfluss dazu, den Monarchen in Regierungsangelegenheiten zu beraten. Vermeintlich von Miliza stammende Notizen, die sie sich nach einer Séance in Snamenka gemacht hatte, enthalten ein paar Einschätzungen, die er Nikolaus gegenüber äußerte: „Krieg wird nach England kommen“, prophezeite er ihm, und: „Witte wird für Ärger sorgen.“ Auf Graf Sergei Witte, den Finanzminister und späteren Premierminister, der Maßnahmen zur Industrialisierung und Modernisierung der Wirtschaft und der politischen Strukturen Russlands durchsetzte, schien Monsieur Philippe es besonders abgesehen zu haben. Den Schwarzen Prinzessinnen gegenüber soll er Witte einmal als tödliche „Spinne“ bezeichnet und behauptet haben, ein unreiner Geist habe von seiner Seele Besitz ergriffen. Monsieur Philippe tat, was er konnte, um Nikolaus dazu zu bringen, keinerlei politischen Reformen zuzustimmen, die die autokratische Macht des Zaren schwächen würden. Er teilte dem kaiserlichen Paar mit, eine Verfassung werde sowohl Russland als auch Nikolaus persönlich in

den Ruin stürzen – diese Worte sollten weder Nikolaus noch Alexandra jemals vergessen. Philippe versuchte den Zaren davon zu überzeugen, dass ihm nicht das gleiche Los beschieden sei wie den vielen konstitutionellen Monarchen, nein, er sei zu Höherem bestimmt. Er werde einmal der „alles überstrahlende Kaiser des Ostens“ sein und die Interessen ganz Europas im Orient verteidigen. Der Zarin teilte Philippe mit, sie besitze die unfehlbare Fähigkeit, andere Menschen zu lesen, und könne ganz intuitiv Freund und Feind unterscheiden.

Doch Monsieur Philippes Einfluss ging noch weiter, er erstreckte sich sogar auf Alexandras Uterus. Eines von Philippes angeblichen Talenten bestand darin, das Geschlecht eines Fötus zu bestimmen. Wie er dabei vorging, wissen wir nicht genau. Einige behaupteten, er vollführe „hypnotische Handbewegungen“ über dem Bauch der Schwangeren, andere meinten, er bediene sich einer Mischung aus Astronomie, Hermetischer Medizin und Psychurgie.¹² Die Geburt von Anastasia in jenem Frühjahr war eine herbe Enttäuschung gewesen – schon wieder ein Mädchen, das vierte inzwischen. Alexandra, Nikolaus und das ganze Zarenreich warteten verzweifelt auf einen männlichen Thronfolger. Philippe war ihre letzte Hoffnung, und Nikolaus und Alexandra vertrauten sich ihm nur allzu gerne an.

Im November 1901 kehrte Philippe nach Russland zurück und bezog ein kleines Haus in Zarskoje Selo in der Nähe des Alexanderpalasts, der Residenz der Romanows außerhalb von St. Petersburg. Den Abend des 7. November verbrachte er mit Nikolaus sowie Nikolascha, Pjotr und ihren Frauen, die alle vor Kurzem von der Krim zurückgekehrt waren, wo er die Freunde auch schon besucht hatte. Am 9. November traf sich die ganze Runde im Snamenka-Schloss und empfing dort außerdem Philippes Tochter Victoria und seinen Schwiegersohn Lalande. Nikolaus hatte gute Nachrichten für seinen Gast: Am selben Tag hatte er für Philippe von der Militärmedizinischen Akademie ein Medizinerdiplom ausstellen lassen. Um die Auszeichnung abzurunden, orderte Nikolascha noch eine Militärarzt-Uniform dazu. Philippe blieb zwei Monate, und bis dahin war es ihm offenbar gelungen, Alexandra davon zu überzeugen, dass sie wieder schwanger war, und zwar dieses Mal mit einem Jungen. Es hieß, Alexandra habe sich so gefreut, dass sie ihm die Hand küsste. Bevor er abreiste, wies Philippe Alexandra an, diese Neuigkeit bis auf

Weiteres geheim zu halten; sie solle es weder ihren Ärzten mitteilen noch sich von ihnen untersuchen lassen. Nachdem er fort war, kannten Nikolaus, Alexandra, die Schwarzen Prinzessinnen und ihre Ehemänner kein anderes Gesprächsthema mehr als den wundertätigen Monsieur Philippe.

Als sie sich im März 1902 wiedersahen, war Alexandra tatsächlich schwanger. Ihr Bauch war bereits dicker geworden, und sie hatte aufgehört, ein Korsett zu tragen. Die Prophezeiung des Freundes wurde wahr. Ende des Monats verbrachten Nikolaus und Alexandra drei Abende mit Philippe. Am 29. März blieben sie bis ein Uhr morgens wach, um ganz verzückt seinen „Lehren“ zu lauschen – um Nikolaus zu zitieren: „Für immer und immer könnte ich ihm zuhören“, seufzte er. Sie luden Philippe ein, seine letzten Stunden in Russland im Garten des Winterpalais zu verbringen. Tags darauf verabschiedeten sie ihn „voll Trauer“, aber die Wärme seines Besuchs blieb ihnen nach seiner Abreise noch eine Weile erhalten.¹³

Spätestens im Frühjahr 1902 hatten auch andere Mitglieder der Familie Romanow und die übrigen Angehörigen des Zarenhofs Notiz von dem mysteriösen Fremden genommen, und man hatte zu reden begonnen. Am 8. Mai notierte Staatssekretär Alexander Polowzow in seinem Tagebuch, er wisse aus sehr zuverlässiger Quelle, dass Ihre Majestäten dem Okkultisten aus Lyon vollkommen verfallen seien. Die Schwarzen Prinzessinnen hätten ihn nach Russland eingeladen, wo er für Zar und Zarin Séancen veranstaltet habe. Dabei beschwor er diverse Geister, und zwar meistens denjenigen Alexanders III., der seinem Sohn Regierungsratschläge geben sollte. Witte hatte gehört, Philippe versuche Nikolaus davon zu überzeugen, sich als Herrscher von niemand anderem mehr beraten zu lassen als von hochstehenden Kirchenmännern, die er, Philippe, dem Zar vorstellen werde. Es war von einer von Philippe eingerichteten geheimen okkulten Loge am Hof die Rede, und man erzählte sich, Philippe sei im Auftrag von Juden und Freimaurern nach Russland geschickt worden, die den Zar unter ihre Kontrolle bringen wollten.¹⁴

Zu denen, die diesen und anderen Gerüchten Glauben schenkten, zählte die Zarinmutter. Monsieur Philippes Einfluss auf ihren Sohn bereitete ihr solche Sorge, dass sie den Palastkommandanten, Gene-

ral Pjotr Gesse, anwies, sich mit der Vorgeschichte dieses Mannes zu befassen; sie hielt ihn für einen „Satanisten“ und einen Vertreter der internationalen Freimaurerei, die die Monarchie zu Fall bringen wollte. Gesse delegierte die Angelegenheit an Pjotr Ratschkowski, den Leiter der in Paris stationierten zaristischen Auslands-Geheimpolizei. Er musste nicht lange warten, bis Ratschkowski ihm berichtete, Philippe sei eine „obskure und verdächtige Gestalt“, beschäftige sich amateurhaft mit Schwarzer Magie und sei ein „Jude“ mit Verbindungen zu einer Loge namens „Grande Alliance Israélite“. Er fügte einen Artikel aus *Le Temps* bei, der Philippe einen Scharlatan und Möchtegern-Magnetiseur nannte und diverse Informationen aus Kreisen der französischen Polizei enthielt. Es wurde gemunkelt, Nikolaus habe, als Gesse ihm diesen Bericht vorlegte, bloß einen kurzen Blick darauf geworfen, den Bericht zerrissen, auf den Boden fallen lassen und sei mit den Füßen darauf herumgetrampelt. Dann, so hieß es, habe Nikolaus seinen Innenminister Wjatscheslaw von Plehwe angewiesen, Ratschkowskis Untersuchung ein sofortiges Ende zu bereiten, und Alexandra habe Miliza gebeten, Philippe ihre aufrichtigsten Entschuldigungen für die Unannehmlichkeit zu übermitteln, die Ratschkowski ihm und seiner Familie bereitet hatte.¹⁵ Plehwe feuerte Ratschkowski im Oktober, vor allem, um beim Zaren Schönwetter zu machen. Die Affäre „Monsieur Philippe“ muss bei Ratschkowskis Sturz eine wichtige Rolle gespielt haben, auch wenn es noch weitere Faktoren gab, die vielleicht sogar mehr ins Gewicht fielen. Das änderte aber nichts an den Gerüchten, die besagten, Philippe habe Ratschkowski zu Fall gebracht. Großfürst Sergei Michailowitsch, Sandros Bruder, erzählte herum, dass Nikolaus binnen 24 Stunden nach Lektüre des Berichts befohlen habe, Ratschkowski zu entlassen. Es hieß, Philippe habe dem Zaren über Miliza eine Nachricht zukommen lassen, angeblich lautete sie, „der Himmel“ fordere Ratschkowskis Entlassung.

Im Juli bekam Alexandra Besuch von ihrer Schwester Ella, die versuchte, mit ihr über Monsieur Philippes schlechten Leumund zu reden. „Sie hat sehr viel Unvorteilhaftes über ihn gehört“, schrieb Alexandra am 23. Juli an Nikolaus, „und, daß er nicht vertrauenswürdig sei. Ich wollte gar nicht wissen, was man sich so erzählt, sondern erklärte ihr, das alles hänge nur mit Eifersucht und Neugier

zusammen. Sie sagte, es gäbe da so viel Geheimniskrämerei, worauf ich entgegnete, daß das nicht zutreffe, daß wir alles ganz offen täten und daß sich in unserer Position ja sowieso nichts verheimlichen ließe, da wir permanent unter den Blicken der ganzen Welt leben.“¹⁶ Alexandra ließ nicht zu, dass Ella sich einmischte. Noch am Tag zuvor hatte sie Nikolaus, der sich auf dem Weg nach Reval (heute Tallinn) zu Gesprächen mit Kaiser Wilhelm befand, einen geradezu schockierenden Brief geschrieben, der beweist, wie abhängig sie tatsächlich von Philippe waren: „Es ist furchtbar, dich so ganz allein gehen zu lassen und zu wissen, welche Probleme auf dich warten. Aber unser lieber Freund wird an deiner Seite sein, und er wird dir helfen, Wilhelms Fragen zu beantworten.“ Offenbar lag die russische Außenpolitik in den Händen eines französischen Betrügers.

Monsieur Philippe kehrte Anfang August nach Russland zurück, und Nikolaus und Alexandra waren ganz begeistert, ihn endlich wiederzusehen. „So ein glücklicher Tag“, schrieb Nikolaus am 12. August 1902 in sein Tagebuch. „Um 5 Uhr herum traf ‚unser Freund‘ in Snamenka ein. [...] Wir dinierten zusammen und verbrachten den ganzen Abend im Schloss in der Gesellschaft ‚unseres Freundes‘. Was für eine Freude es ist, ihn zu sehen!“ Doch während des Aufenthalts des Franzosen erlebte die Familie eine schwere Krise. Schon im Sommer hatte sich abgezeichnet, dass mit der Zarin etwas nicht stimmte: Ihr Bauch war seit Monaten nicht dicker geworden, und es gab auch sonst keine Anzeichen dafür, dass der Fötus wuchs. Dennoch fuhr man im Palast mit den Vorbereitungen für das mit großer Spannung erwartete Kind fort und bereitete die kaiserliche Erklärung vor, mit der dem Volk die Geburt des Thronfolgers verkündet werden sollte. Nach einigem Zögern ließ sich Alexandra schließlich doch von Dr. Dmitri Ott, dem führenden Gynäkologen in Russland, untersuchen, und der stellte fest, dass die Zarin überhaupt nicht schwanger war. Es war ein furchtbarer Rückschlag. Um das Gesicht der Familie zu wahren, verkündete der Palast, die Zarin habe eine Fehlgeburt erlitten.¹⁷

Am 18. August beichtete die verlegene Alexandra der Zarinmutter und dem Rest der Familie die Wahrheit. Dann fuhr sie mit Nikolaus nach Snamenka, wo sie sich mit Philippe trafen. Der tat sein Bestes, das Paar zu trösten, und versuchte, ihre Trübsal zu zerstreuen. Nikolaus fand Philippes Worte „wunderbar“. Doch der Rest der Familie

war nicht willens, das Ganze einfach so zu vergessen. Am 20. August kamen Nikolaus' Mutter und seine Schwester Xenia in den Palast, um endlich zu erfahren, was genau hinter ihrem Rücken mit diesem komischen Franzosen vor sich ging. Das Paar beharrte darauf, es sei nichts Ungewöhnliches an ihrer Beziehung zu Philippe und dass sie niemals auch nur versucht hätten, irgendetwas zu vertuschen, viel mehr aber war aus ihnen nicht herauszubekommen. Xenia war frustriert. Sie schrieb an jenem Tag in einem Brief an Fürstin Alexandra Obolenskaja, die langjährige Ehrendame der Zarinmutter: „Doch die Ungewißheit bleibt bestehen – wir haben noch immer nicht herausgefunden, was er eigentlich ist! Sie sagten, er sei ein sehr bescheidener Mann, und es sei ein Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten, da er so viel Verständnis besäße und Dinge sagte, die einem guttun! Wie auch immer, es ist wenigstens gut, daß *la glace est rompue* [das Eis gebrochen ist]!“¹⁸ Ein wütender Nikolaus schrieb am 21. August in sein Tagebuch: „Die Leute reden solch einen Unsinn über ihn, dass man kaum zuhören kann, und ich verstehe nicht, wie sie glauben können, was sie da palavern.“ Viel von dem, was da „palavert“ wurde, war in der Tat Unsinn. Nikolaus' Onkel, Großfürst Konstantin Konstantinowitsch (auch bekannt als KR), vermutete beispielsweise, dass Philippe an den Sitzungen des Staatsrats teilnahm.¹⁹ Und er schenkte den Gerüchten Glauben, Nikolaus erteile seine Regierungsanweisungen nur auf Basis dessen, was Philippe ihm riet – was, berücksichtigt man Nikolaus' und Alexandras eigene Äußerungen, durchaus der Fall gewesen sein könnte. Staatssekretär Polowzow fand die Geschichte mit der falschen Schwangerschaft, die – davon war er überzeugt – das Produkt der Hypnose durch den „Abenteurer“ Philippe war, zutiefst beschämend. „Das alles könnte durchaus amüsant sein, wäre es nicht so furchtbar traurig“, schrieb er in sein Tagebuch.²⁰

Nikolaus ließ sich überhaupt nicht davon beeindrucken, welche Sorgen sich seine übrige Familie machte. Am 29. August kam er nach Kursk, wo er sich ein Manöver ansehen wollte. „Ich weiß nicht, aber ich bin so ruhig vor meiner Ankunft hier und heute“, schrieb er an Alexandra, „das macht die Erfüllung des Versprechens unseres Freundes.“²¹ Was genau er versprochen hatte, wissen wir nicht, aber die Worte des Zaren machen deutlich, dass er vollkommen auf Philippes Fähigkeit vertraute, die Zukunft vorherzusagen. Am selben Tag, als

Nikolaus in Kursk eintraf, berichtete Ella der Zarinmutter über ihr Gespräch mit Alexandra und darüber, welche Sorgen es ihr bereitete, dass sich der Zar mit jemandem wie Philippe traf. Sie konnte nachvollziehen, dass er sich gerne mit interessanten Menschen „ohne jede Position“ unterhielt, aber sie war der Ansicht, dies sollte nur in Anwesenheit anderer Personen geschehen, denn sonst begännen die Leute zu reden. Gott bewahre, dass ein solches Treffen auch nur den Anschein von etwas Geheimem erwecke, fuhr sie fort, denn das könne „fatale Folgen“ haben. Ella blieb Philippe gegenüber misstrauisch. Sie verstand nicht, welche Art Beziehung er zu ihrer Schwester und ihrem Schwager unterhielt, und schalt die Schwarzen Prinzessinnen dafür, ihn überhaupt erst nach Russland gebracht zu haben. Man erzähle sogar, die Schwestern, die sie als „Kakerlaken“ bezeichnete, bedienten sich des Spiritualismus, um Zar und Zarin zu kontrollieren. Nikolaus' Mutter beschrieb die Situation am Hof mit den Worten: „C'est une crime.“²²

Am 31. August schrieb Xenia noch einmal an Fürstin Obolenskaja:

Für mich besteht kein Zweifel mehr daran, daß das, was A. F. [Alexandra] passiert ist, mit Suggestion zu tun hat, obwohl ihnen das selbst nicht klar ist. Immerhin hat sie gegenüber ihrer Schwester zugegeben, daß sie zumindest bei einer Gelegenheit mit Ph.[ilippe] gebetet hat. Es ist alles höchst seltsam und erschreckend, weiß Gott wie das noch alles enden soll! Ich fürchte ihre Freundschaft [sic!] und Verbindung zu diesen Leuten wird anhalten – alles wird beim alten [sic!] bleiben, und wir werden wie Narren dastehen. Wir werden aber nicht länger dazu schweigen, allerdings müssen wir es richtig anpacken, was nicht leicht ist – sie sind völlig unter seinen Einfluß geraten. Ich hätte viel zu erzählen, aber ich will nicht darüber schreiben.²³

Im Herbst beschränkte sich das Gerede über Monsieur Philippe schließlich nicht mehr nur auf den Hof des Zaren und die adlige Gesellschaft, sondern war bis zum gemeinen Volk vorgedrungen. Die russischsprachige Zeitschrift *Befreiung*, die in Paris und Stuttgart erschien, brachte im Oktober einen Artikel, in dem es hieß, Philippe sei inzwischen so einflussreich, dass der Zar ohne sein Placet überhaupt keine Entscheidungen mehr treffe, weder im Privatleben noch in den Staatsgeschäften. Das Land werde von einem

Mann regiert, der behauptete, er könne mit den Seelen der Toten reden und der Zarin mittels „psychologischer Behandlungen“ zur Schwangerschaft verhelfen.²⁴ Zwar war die Zeitung in Russland verboten, doch einige Exemplare wurden über die Grenze geschmuggelt und herumgereicht.

Am 1. November suchte der altehrwürdige Fürst Wladimir Meschtscherski, ein erzkonservativer Verteidiger der Monarchie und persönlicher Freund Alexanders III., Nikolaus und Alexandra auf, um ihnen klarzumachen, welche Gefahr ein Mann wie Philippe für die Monarchie darstellte. Er widmete seine Aufmerksamkeit vor allem Alexandra, warnte sie davor, welche Blüten der Klatsch treiben würde, wenn sie sich weiterhin mit ihrem französischen Freund träfen, und dass sich gefährliche Gerüchte bereits im ganzen Land ausbreiteten. Alexandra wollte nichts davon wissen: „Ich erteile niemandem das Recht, darüber zu sprechen. Niemand soll es wagen, in mein Privatleben einzugreifen.“ Meschtscherski sagte der Zarin, sie könne seine Worte gerne ignorieren und ihn fortjagen, müsse sich aber klarmachen, dass das Seelenleben der Zarin von Russland keine Angelegenheit sei, dem ihre Untertanen gleichgültig gegenüberstanden – und das dürften sie auch gar nicht. Dann erzählte er ihr Einzelheiten der kursierenden Gerüchte: unter anderem, dass Philippe im Hause von Großfürst Pjotr und Miliza praktisch als Gott galt, dass sie sich in seiner Gegenwart niemals setzten und sogar vor ihm niederknieten. Ein anderes Gerücht besagte, dass die drei Alexandra so weit gebracht hätten, aus der Russisch-Orthodoxen Kirche auszutreten, und dass sogar der Zar mittlerweile an seinem Glauben zweifle. Die einfacheren Leute sprachen davon, dass Ausländer einen „Zauberer“ geschickt hätten, der die Zarin verhext und Kontrolle über ihren Leib ergriffen hatte. All das sei natürlich blanker Unsinn, gab er zu, doch was, wenn ihre Feinde dieses Gerede für ihre Zwecke missbrauchten? Wenn sie solche Gerüchte gezielt innerhalb der gebildeten Schichten und des *narod*, des einfachen Volkes, verbreiteten? Sie solle sich nur einmal vorstellen, bat der alte Fürst Alexandra, welche Gefahr das für die Sicherheit und das Ansehen der Autokratie bedeuten würde. Alexandra schlug seine Warnungen in den Wind.

Ganz anders Nikolaus: Auch wenn unklar ist, wann und wie er zu dieser Entscheidung kam, so scheint er doch eingesehen zu haben,

dass er sich angesichts des Skandals von seinem Freund abwenden und alle Verbindungen zu ihm abbrechen musste. Möglicherweise war der entscheidende Auslöser ein Brief des wichtigsten Kirchenmannes jener Zeit, Johannes von Kronstadt, der Nikolaus anwies, mit Monsieur Philippe zu brechen. Bevor Philippe nach Frankreich zurückkehrte, tauschten sie noch Geschenke aus. Nikolaus übergab ihm ein sehr kostspieliges dampfbetriebenes Automobil der Marke Serpollet, das er bei einer früheren Reise nach Europa gekauft hatte. Philippe schenkte Alexandra ein paar Trockenblumen, von denen er behauptete, Jesus Christus persönlich habe sie berührt, sowie eine Ikone und ein Glöckchen. Er erzählte ihr, das Glöckchen würde wie von Zauberhand zu läuten beginnen, sobald sich ihr jemand nähere, der ihr Böses wolle; auf diese Weise könnten sie sich vor Feinden schützen. Alexandra ließ die Blumen rahmen und hängte sie in ihrem Schlafzimmer auf, und sie vergaß niemals die magischen Kräfte des Glöckchens, das sie und ihre Familie während ihrer weiteren Herrschaft schützte.²⁵ Victoria Lalande schrieb Stana einen wehleidigen Brief, in dem sie sich darüber beklagte, dass man sie fortschickte, und gegen das angebliche Unrecht wetterte, das ihrem Vater widerfahren war.²⁶ Alexandra und Nikolaus waren traurig und verstört, beim Abschied brach die Zarin in Tränen aus, doch Philippe verließ sie mit einer hoffnungsvollen Nachricht: Sie werde stets Lehrmeister finden, die ihr bei der spirituellen Suche helfen würden. „Seid ruhig und besonnen, Majestät“, wies er Alexandra an, „Ihr werdet einen neuen Freund finden, wenn ich nicht mehr hier bin, und er wird Euch beschützen.“²⁷ Für die Zarin waren seine Worte nichts weniger als eine Prophezeiung, und sie konnte sie offenbar auch nicht für sich behalten, denn sie machten schnell die Runde. Großfürst Konstantin schrieb in sein Tagebuch, er habe gehört, „Philippe's Mission nähere sich jetzt dem Ende, er werde bald sterben und danach in Gestalt eines anderen Mannes wieder in dem Kreis von Freunden auftauchen. So ein Quatsch!“²⁸

Lew Tichomirow, der ehemalige Revolutionär, der sich zu einem der führenden konservativen Ideologen gewandelt hatte, fasste Mitte November 1902 die öffentliche Meinung über die Affäre wie folgt zusammen: „Dieser Philippe ist das Beschämendste, was der Zarenfamilie je passiert ist. Er ist so etwas wie ein ausländischer

Scharlatan, ein Hypnotiseur, Magnetiseur und Zauberer, der so tut, als besitze er okkulte Kräfte.“ Tichomirow war überzeugt, dass Johannes von Kronstadts Warnung die Familie vor dem Ruin bewahrt hatte, und er hoffte, sie hätten ihre Lektion gelernt und würden diesen Philippe aus ihrem Gedächtnis löschen.²⁹ Aber sie vergaßen Philippe nicht. Noch im Jahr 1907, als Stana und Nikola-scha endlich heiraten durften, hielt Nikolascha ihre Hochzeit für ein Wunder, das nur durch Philippes Einfluss „über das Grab hinaus“ möglich gewesen sei.³⁰

Genau wie unter Katharina der Großen viele junge Offiziere am Hof davon träumten, der offizielle Favorit der Zarin zu werden und sich so eine goldene Zukunft zu sichern, so hofften nun unter Nikolaus zahllose Mystiker, *stranniki* und Starzen, zum persönlichen Propheten des Herrscherpaars aufzusteigen. Nachdem Philippe fort war, erschien eine ganze Reihe russischer Prätendenten am Hof, unter anderem die *stranniki* Wasja (Tkatschenko) und Matrjona der Barfüßige. Auch der heilige Narr Mitja Koselski, bekannt als „der Näseldnde“, tauchte auf. Von Kindheit an war Mitja nicht in der Lage, verständlich zu sprechen, und doch war er für seine Prophezeiungen und seine inspirierten Worte bekannt: Er hatte nämlich stets einen Dolmetscher namens Elpidifor bei sich, der seine seltsamen Laute und sein undeutliches Gebrüll für die Zuhörer übersetzte. Mitja hatte sich im Volk einen guten Ruf als ein einfacher Mann Gottes erworben. Offenbar war ein hochgestellter Beamter auf ihn aufmerksam geworden; er holte ihn aus dem Optina-Kloster und brachte ihn an den Hof. Mitja und sein Dolmetscher wurden dem Zaren vorgestellt, und Nikolaus war von dem heiligen Narren sogar recht angetan. Seine herausragende Stellung am Hof war jedoch nicht von Dauer, denn bald tauchte Rasputin auf. Nachdem Mitjas Dienste nicht mehr benötigt wurden, sah man ihn barfuß durch die Straßen der Hauptstadt wandeln, sogar im Winter, gekleidet in eine schwarze Soutane und mit Haar, das ihm bis auf die Schultern reichte.³¹

5. Alexei

Bevor er Russland endgültig den Rücken kehrte, fiel Monsieur Philippe angeblich in eine Trance und hatte eine Vision. „Erbittet die Fürsprache des heiligen Serafim von Sarow“, sagte er, „und er wird Alexandra einen Sohn schenken!“ Leider gab es dabei ein Problem: In der Russisch-Orthodoxen Kirche existierte überhaupt kein Heiliger dieses Namens. Immerhin hatte es um 1800 herum einen großen Starez namens Serafim gegeben, der fast sein ganzes Leben in extremer Armut und Isolation zugebracht hatte, zunächst in einer Hütte im Wald und dann in einer Zelle im Kloster von Sarow. Er war ein wahrhaft gottesfürchtiger Mann, bescheiden und doch von einer großen Spiritualität. Dennoch war er nie heiliggesprochen worden: Da sein Leichnam nicht unversehrt geblieben, sondern verrottet war, weigerte sich die Kirche, ihn als Heiligen anzuerkennen. Sehr zum Ärger des Heiligen Synods, dem Kontrollorgan der Russisch-Orthodoxen Kirche, setzte sich Nikolaus über diese Entscheidung hinweg und ordnete Serafims Heiligsprechung an. („Der Zar kann tun, was er will!“, beharrte die wütende Alexandra.) Manchem in der höheren Gesellschaft galt Philippe dabei als der eigentliche Wundertäter. „Man weiß gar nicht so recht, wo Philippe endet und Serafim beginnt“, so der sarkastische Kommentar von der Hofdame Jelisaweta Naryschkina.

Nikolaus und Alexandra nahmen im Juli 1903 höchstpersönlich an der Zeremonie teil, gemeinsam mit zahlreichen Familienangehörigen und fast 300 000 Pilgern. Es war eine zutiefst bewegende Veranstaltung, und sie gab Alexandra die Gewissheit, dass zwischen dem Zaren und seinem Volk eine untrennbare Verbindung bestand. Serafims Heiligsprechung hatte auch politische Untertöne, denn Nikolaus bediente sich einer Strategie seines verstorbenen Vaters: Er wollte die Dynastie an die russischen Volksmassen binden, indem er sich auf Russlands Vergangenheit vor der Zeit Peters des Großen berief. Serafim, der stets den verderblichen Einfluss der westeuropäischen Aufklärung auf die russische Spiritualität beklagt hatte, diente diesem Zweck genauso wie die Beschwörung der mittelalterlichen Vorstellung von der mystischen Verbindung zwischen Zar und Volk. Am Abend des 19. Juli watete das Zarenpaar im heiligen Wasser der

Sarowa, genau wie Philippe es ihnen geheißen hatte, in der Hoffnung, sie – und ganz Russland – kämen dadurch endlich zu dem langersehnten Thronerben.¹ Drei Monate später war Alexandra schwanger, und am 30. Juli 1904 um 13.15 Uhr brachte sie einen Sohn zur Welt. Sie taufte ihn Alexei, und ihre Freude und Erleichterung waren überwältigend. Nicht nur die Familie feierte, sondern das ganze Land – im gesamten Reich donnerten die Kanonen und läuteten die Kirchenglocken. Die Zarin hielt die Daten des Säuglings in ihrem Notizbuch fest: „Gewicht 4660, Länge 58. Kopfumfang 38; Brustumfang 39“.² Nur eines sah man dem Jungen nicht an: Er war ein Bluter.

Diese Krankheit hatte ihm seine Mutter vererbt. Alexandras Großmutter, Königin Victoria, hatte unter Hämophilie gelitten, genau wie einer ihrer Söhne und zwei ihrer Töchter, darunter eben auch Alexandras Mutter, die das Bluter-Gen an Alexandra und ihre Geschwister Friedrich und Irene weitergegeben hatte. Friedrich, genannt Frittie, hatte zum ersten Mal im Jahr 1872 Anzeichen der Krankheit gezeigt, ein Jahr vor Alexandras Geburt. Im Mai 1873 fiel der dreijährige Frittie, den seine Mutter so liebte, aus dem Fenster auf eine steinerne Terrasse. Er hatte sich nichts gebrochen, und alles schien in Ordnung, doch wenige Stunden später starb er an inneren Blutungen. Alexandras zwei Neffen waren ebenfalls Bluter. Einer von ihnen, Prinz Heinrich von Preußen, starb im Alter von vier Jahren wahrscheinlich ebenfalls an einer Blutung. Das war 1904, kurz vor Alexeis Geburt.

Falls es ein Schock für die Eltern war, dass Alexei als Bluter auf die Welt kam, so dürfte es sie doch nicht völlig überrascht haben. Immerhin ließ sich die Krankheit in der Familie bis Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Tatsächlich hatte sich bereits 1876 ein französischer Mediziner öffentlich dafür ausgesprochen, man solle „allen Angehörigen von Bluter-Familien von einer Ehe abraten“. Offenbar hat keines der europäischen Königshäuser auf diese Warnung gehört. Stattdessen ignorierte man die Naturgesetze und die Erkenntnisse der Wissenschaft. Wie der britische Genetiker J. B. S. Haldane es ausdrückte: „Die Hämophilie des Zarewitsch war ein Symptom der Kluft zwischen Herrschertum und Realität.“³ Doch die Realität holte die Romanows nur allzu schnell ein. Schon in den

ersten zwei Monaten fiel Nikolaus und Alexandra auf, dass der Säugling aus unerklärlichen Gründen aus dem Nabel blutete. Als Nächstes breiteten sich unter seiner zarten Haut blaue Flecken und dunkle Schwellungen aus. Spätestens jetzt war klar, dass Alexei ein Bluter war. So verwandelte sich die Freude auf einmal in Trauer.

Großfürstin Maria Pawlowna die Jüngere, die Cousine von Nikolaus II. und Schwester des Großfürsten Dmitri Pawlowitsch, der einer von Rasputins Mördern war, schrieb in ihren Memoiren:

Selbst in unserem Haus herrschte eine gewisse Schwermut. Mein Onkel und meine Tante wußten zweifellos bereits, daß das Kind krank geboren war und daß er von Geburt an die Saat einer unheilbaren Krankheit in sich trug [...]. Niemand erfuhr jemals, welche Gefühle in ihnen durch diese entsetzliche Gewißheit erweckt wurden, aber von dem Augenblick an veränderte sich der Charakter der Zarin, die beunruhigt und ängstlich war, und ihre Gesundheit, sowohl körperlich als auch geistig, wandelte sich.⁴

Mag sein, dass Nikolaus und Alexandra die Geburt ihres Sohnes zuallererst mit ihrem Freund Philippe in Verbindung brachten, doch für fast alle anderen Zeitgenossen hing sie eher mit dessen Nachfolger zusammen. Man erzählte sich, Rasputin habe Alexeis Geburt prophezeit, und weil Alexandra an seine Gebete geglaubt habe, sei die Prophezeiung eingetreten. Das sei der Grund für den großen Einfluss gewesen, so behaupteten viele, den Rasputin auf die Zarin ausgeübt habe. Anderen reichte das nicht, sie beharrten darauf, dass Rasputin mit der Zarin nicht nur gebetet habe, sondern in Wirklichkeit der Vater des Jungen sei.⁵ Natürlich war das alles an den Haaren herbeigezogen. Schließlich lernten Nikolaus und Alexandra jenen Mann, der für ihr Schicksal und das des ganzen Landes später eine so große Rolle spielen sollte, erst ein Jahr später kennen.

Wie der britische Historiker Sir Bernard Pares vor vielen Jahren schrieb, war „die Kinderstube der Ursprung aller Probleme Russlands“, soll heißen: Es war die Krankheit des Zarewitsch Alexei, die Rasputin den Weg in den Palast ebnete, und es war seine mysteriöse Begabung, den Jungen zu trösten, welche die Grundlage seines Einflusses und seiner Macht darstellte.⁶ Diese Auffassung von der Funktionsweise der Beziehung zwischen Rasputin und dem Zarenpaar,

vor allem Alexandra, ist seit Langem die vorherrschende Meinung in der historischen Forschung. Aber sie greift zu kurz. So wichtig Alexandras Sorge um die Gesundheit ihres Sohnes und ihre Überzeugung, Rasputin allein könne ihn schützen, auch waren, so erklärt dies keinesfalls Alexandras viel komplexeres und tiefergehendes Bedürfnis nach Rasputins Person.

Wie die Geschichte von Monsieur Philippe zeigt, suchte Alexandra, ebenso wie Nikolaus, noch vor der Geburt ihres Sohnes nach einem Mann Gottes, der ihr Rat, Erleuchtung und Trost bot. Teilweise hatte das mit ihrer Rolle als Mutter zu tun – sie wollte um jeden Preis jemanden finden, der wusste, wie sie einen männlichen Nachkommen zur Welt bringen konnte, ganz egal, woher dieser Jemand kam. Doch von Anfang an hatte Alexandra keinerlei Absicht gezeigt, Philippes Einfluss auf ihre reproduktiven Fähigkeiten oder auf ihr Seelenleben zu beschränken – das ist eine wichtige Tatsache, die man bislang übersehen hat. Wie ihre Briefe an Nikolaus zeigen, suchte Alexandra bei Philippe auch Rat und Kraft in politischen Dingen, und zwar nicht für sich selbst, sondern für Nikolaus. Schließlich kannte sie seine Schwächen und seinen Fatalismus nur allzu gut. Alexandra liebte Nikolaus; sie konnte nicht mit ansehen, wie seine persönlichen Defizite seine Macht, sein Prestige und seine Handlungsfähigkeit als Herrscher beeinträchtigten, und sie war wild entschlossen, ihm zu helfen, was auch immer dazu notwendig war. Selbst wenn dies bedeutete, eine andere Person zu finden, die jenen Willen besaß, der dem Zaren fehlte.

An der Episode mit Monsieur Philippe können wir bereits in rudimentärer Form all das ablesen, was sich ereignen sollte, als Rasputin auf den Plan trat: Alexandras Bedürfnis nach einem spirituellen Berater, einem Mann Gottes, dem sie blind vertrauen konnte und der ihr gegenüber höhere Wahrheiten und Prophezeiungen aussprach; ihren Hang zur Mystik und zu einer besonders intensiven Form der Religiosität; ihre Bereitschaft, sich in die Politik einzumischen und die Äußerungen religiöser Gestalten dazu zu verwenden, auf Nikolaus' Regierungsstil einzuwirken; die vollkommene Unfähigkeit des Paares, zu erkennen, welche öffentlichen Auswirkungen ihr Privatleben hatte; das Misstrauen der Angehörigen des Hauses Romanow, das für Verstimmung sorgte und damit zu Gerede und Klatsch führte,

der die Familienbande weiter schwächte und bald ganz zerstörte; der Klatsch, der sich schnell in der gebildeten Gesellschaft ausbreitete und dem Ansehen der Monarchie irreparablen Schaden zufügte und der schließlich – wie alle Versuche, Ermittlungen gegen Rasputin einzuleiten und dem Zaren die Augen zu öffnen – die Kluft zwischen dem Thron und dem übrigen Russland nur noch weiter vertiefte und am Ende dazu beitrug, dass es zur Revolution kam.

6. Die brennende Fackel

Da ist er, er trägt sein Bündel,
erfüllt den Waldweg
mit einem langen Lied, einem leisen
und doch schlaun Lied, oh,
einem frechen Lied. [...]

Er kommt – Gott steh uns bei! –
in unsere stolze Hauptstadt.
Er verzaubert die Zarin
des endlosen Russland.

Nikolai Gumiljow¹

Irgendwann zwischen Mai 1904 und Anfang 1905 kam Rasputin zum ersten Mal in die historische Tatarenstadt Kasan an der Wolga, die seit der furchtbar blutigen Belagerung durch Iwan den Schrecklichen im Jahr 1552 zu Russland gehörte.² Anscheinend hatte ihn eine reiche Kaufmannswitwe mit Namen Baschmakowa in die Stadt geholt. Er hatte sie bei einer Pilgerreise kennengelernt, möglicherweise auf dem Weg zum Kloster von Abalak. Das war kurz nachdem sie ihren Mann verloren hatte, und sie trauerte sehr um ihn. Rasputin sprach mit ihr, und es gelang ihm, ihr Leid zu lindern. Sie fühlte sich zu ihm hingezogen, wurde eine seiner ersten Anhängerinnen und lud ihn ein, sie auf ihren Reisen zu den heiligen Stätten Russlands zu begleiten – auf ihre Kosten, versteht sich. „Eine simple Seele“, nannte Rasputin sie. „Sie war reich, sehr reich, und sie verschenkte alles, was sie hatte [...]. Sie erbte noch mehr, und auch das verschenkte sie [...]. Und wenn sie noch mehr erbt, wird sie das ebenfalls verschenken, so ist sie nun einmal.“³ In Kasan stellte Baschmakowa Rasputin einigen reichen ortsansässigen Kaufleuten und prominenten Geistlichen vor.

Rasputin machte einen guten Eindruck. Er war ein starker, schlanker und gesunder Mann aus Sibirien, 35 Jahre alt, stolz und unabhängig. Inzwischen war er dazu übergegangen, sich als Starez zu bezeichnen, und die Kasaner waren beeindruckt von seiner inneren Kraft, seinem Verständnis der menschlichen Seele und seiner Kenntnis der Heiligen Schrift. Zwar konnte er durchaus auch schroff und

unhöflich sein, und er kannte sich wenig mit den gesellschaftlichen Gepflogenheiten aus. Doch andererseits sah jeder in ihm den wahren Mann Gottes, der sich auf einer spirituellen Mission befand und für solche Nebensächlichkeiten schlichtweg keine Zeit hatte. Es sprach sich schnell herum, dass ein Starez aus Sibirien in der Stadt war, und bald kamen die Leute zu ihm, um ihn um Hilfe zu bitten. Ein junges Paar suchte ihn auf, dem der Tod seiner beiden kleinen Kinder schwer zu schaffen machte. „Meine Frau war so verzweifelt, dass es beinahe an Wahnsinn grenzte“, erzählte der Mann später, „und die Ärzte konnten nichts für sie tun. Einige Leute rieten mir, Rasputin holen zu lassen ... Stellen Sie sich vor: Er sprach eine halbe Stunde mit ihr, und danach war sie vollkommen ruhig! Sie können gegen ihn sagen, was Sie wollen, vielleicht stimmt es ja auch. Aber meine Frau hat er gerettet – das ist die Wahrheit!“

Einer der Geistlichen, mit denen Rasputin sich traf, war Gawriil, der Vorsteher des in der Nähe von Kasan gelegenen Sieben-Seen-Klosters. Die beiden Männer ähnelten einander in vielerlei Hinsicht. Beide waren als Bauern geboren und waren zum Kloster von Werchoturje gepilgert, um die Reliquien des heiligen Simeon anzubeten. Sie hatten mehrere gemeinsame Bekannte, zum Beispiel den Mönch und späteren Bischof und Metropoliten Meliti (bürgerlich Michail Saborowski), und beiden sagte man nach, sie besäßen besondere Heilkräfte. Auf Gawriil war Ella, die Schwester der Zarin, aufmerksam geworden, sie besuchte ihn oft. Neben Gawriil nahm Rasputin auch den Archimandriten Andrei für sich ein, der als Fürst Alexander Uchtomski einer von Russlands ältesten Adelsfamilien entstammte. Rasputin war häufig bei ihm zu Gast, und Andrei empfahl ihn der St. Petersburger Gesellschaft. Rasputin sagte über ihn: „Ich kenne keinen Menschen, der so voller Liebe ist wie er.“⁴⁴

Später erinnerte er sich, er habe bei seinen Treffen mit den Geistlichen von Kasan „hauptsächlich über die Liebe mit ihnen gesprochen, aber welche Liebe ich erlebt hatte, überraschte sie doch sehr.“⁴⁵ Rasputin liefert keine Details über die Art dieser Liebe, doch später erzählte man Geschichten darüber, dass er sich während seines Aufenthalts in Kasan Frauen gegenüber unmoralisch verhalten habe. Man sprach von fragwürdigen Treffen allein mit verschiedenen Frauen, davon, wie er junge Damen in die Bäder der Stadt mitge-

nommen habe und sie, nachdem er sie verdorben habe, von ihren Familien fortgelockt habe.⁶ Es heißt, Rasputin habe Gawriil seine Sünden gebeichtet und gestanden, wie er Frauen gestreichelt und geküsst habe, wenngleich stets auf eine liebevolle und angemessene Weise. Gawriil glaubte ihm, aber wie so viele seiner frühen Anhänger sollte auch er später umschwenken und sich gegen Rasputin wenden. Zu einem anderen Zeitpunkt zitierte Gawriil eine alte Volksweisheit, als er sagte, Rasputin sei nichts anderes als eine Spinne: Töte ihn, und Gott vergibt dir 40 Sünden.

Als Rasputin eines Tages mit Gawriil und ein paar Theologiestudenten Tee trank, erwähnte er, dass er vorhabe, nach St. Petersburg zu reisen. Gawriil gefiel diese Idee gar nicht. Er dachte bei sich: „Du wirst in Petersburg vom rechten Weg abkommen, die Stadt wird dich ruinieren.“ Auf einmal lehnte sich Rasputin zu Gawriil hinüber und sagte: „Und Gott? Was ist mit Gott?“ Das war für Gawriil der Beweis, dass Rasputin Gedanken lesen konnte.⁷

Rasputin verließ Kasan und machte sich auf nach St. Petersburg. „Mit einem Mal war ich von einem Gedanken beseelt, und mein Herz war davon erfüllt“, erzählt er in seinem *Leben eines erfahrenen Pilgers*. Es war die Idee, eine Kirche in Pokrowskoje zu bauen, schließlich habe der Apostel Paulus einst verkündet: Wer eine Kirche baut, wird niemals durch die Tore der Hölle schreiten. Doch Rasputin war arm – wie sollte er jemals die 20 000 Rubel zusammenbekommen, die der Bau der Kirche kosten würde, welche er im Geiste schon ganz genau vor sich sah? Rasputin beschreibt, wie er auf der Suche nach Gönnern quer durch die Provinz Tobolsk gereist sei, aber die Adligen hätten ihm nicht einen einzigen Rubel gegeben, stattdessen verprassten sie ihr Geld für zügellosen Prunk. Also beschloss er, stattdessen gleich in die Hauptstadt der Zaren zu reisen.

„Und dann komme ich nach St. Petersburg, und ich fühle mich wie ein Blinder auf der Straße, so fühle ich mich.“ Rasputin wollte als Erstes zum Beten ins Alexander-Newski-Kloster gehen. Er hatte nichts bei sich als einen Sack schmutziger Kleidung, mit seinen letzten Kopeken kaufte er ein paar Kerzen. Vor dem Kloster erkundigte er sich danach, wo er Bischof Sergei finden könne. Zufällig kam gerade ein Polizist vorbei. „Du willst ein Bekannter des Bischofs

sein?“, drohte er dem verwahrlosten Bauern. „Du bist sicher ein Krawallmacher.“ Erschrocken lief Rasputin zum Hintereingang des Klosters, nur um dort von einem Pförtner niedergeschlagen zu werden. Als Rasputin vor dem Mann kniete, erzählte er ihm, wer er sei und warum er den Bischof suche. Rasputins Worte rührten den Pförtner, und er ging Bischof Sergei (bürgerlich Iwan Stragorodski) holen. Der Rektor des Theologischen Seminars von St. Petersburg führte ein langes Gespräch mit dem sibirischen Starez. Sergei nahm Rasputin unter seine Fittiche, er führte ihn bei der Elite der Stadt ein und nahm ihn sogar mit in den Palast, um ihn dem Zaren vorzustellen. Nikolaus hörte sich Rasputins Plan an, eine Kirche zu bauen. Er gab ihm das nötige Geld dafür, und Rasputin kehrte überglücklich in sein Heimatdorf zurück.⁸

Eine rührende Geschichte ist das, an der leider kein Wort stimmt. Rasputin traf keineswegs als armer, unbekannter Bauer auf der Suche nach Erleuchtung im Kloster ein. Er hatte gerade Kasan im Sturm erobert und hatte ein an Sergei adressiertes Empfehlungsschreiben im Gepäck, das aus der Feder des einflussreichen Bischofs Chrisanf oder Chrysanthos (Christofor Schtschetkowski) stammte, des Vikars der Kasaner Diözese. Es waren nicht etwa seine eigenen Worte, die Rasputin Zutritt zu Sergei verschafften, sondern die von Chrisanf.⁹ Das Ganze ereignete sich höchstwahrscheinlich zwischen dem Spätherbst 1904 und dem Frühjahr von 1905.¹⁰

Iwan Fedtschenkow, ein Seminarist und Unterstützer des heiligen Narren Mitja, der 1907 als Mönch Wenjamin die Tonsur empfing und später, unter Stalin, Metropolit der Russischen Kirche war, erinnerte sich daran, wie er Rasputin zum ersten Mal sah, in Sergeis Wohnung im Kloster: „Rasputin machte sofort ziemlichen Eindruck auf mich. Das lag einerseits an seiner außergewöhnlichen Intensität (er wirkte wie eine gespannte Feder oder eine Bogensehne), andererseits an seiner Fähigkeit, anderen direkt in die Seele zu schauen.“ Ohne dass Wenjamin ein Wort gesprochen hatte, sagte Rasputin ihm auf den Kopf zu, welche Pläne der junge Student für die Zukunft hatte. Wenjamin war sprachlos.

Ganz allgemein kann man sagen: Rasputin war ein wirklich außergewöhnlicher Mensch, was seinen scharfen Verstand und seinen religiösen Fokus betrifft. Man musste ihn erlebt haben, wie er in der

Kathedrale betete: Er stand da wie eine gespannte Schnur, den Blick emporgerichtet, und dann auf einmal bekreuzigte er sich blitzschnell und verbeugte sich.

Ich glaube, diese außergewöhnliche Energie seiner Religiosität war der Hauptgrund für seinen Einfluss auf die Gläubigen. [...] Irgendwie waren wir alle nur noch wie ungesäuertes Brot, oder, wie unser Erlöser es formulierte, das Salz in uns hatte an Kraft verloren, wir waren nicht mehr das „Salz der Erde“ und das „Licht der Welt“ [...]. Wir waren erloschen [...].

Und dann plötzlich erscheint eine brennende Fackel. Welche Art von Geist er besaß, welche Qualitäten, das wollten wir nicht wissen, und wir wären ohnehin nicht in der Lage gewesen, es zu erkennen, denn uns fehlten die notwendigen Kenntnisse, es überhaupt zu begreifen. Aber die Pracht dieses neuen Kometen sorgte natürlich für Aufsehen.¹¹

Bischof Sergei war ein praktisch denkender Mensch, und er war einer der wenigen, die sich von dieser „brennenden Fackel“ aus Sibirien nicht beeindruckten ließen. Wie es scheint, hat er ihn überhaupt nur einmal getroffen, und danach wollte er nichts mehr mit Rasputin zu tun haben.¹² Ganz anders der Archimandrit Feofan, ein Seminarkollege Sergeis. Feofan wurde 1873 als Sohn eines armen Dorfpriesters geboren und hieß mit bürgerlichem Namen Wassili Bystrow. Er erwies sich am Petersburger Theologischen Seminar als brillanter Student, wurde 1905 zum Inspektor des Seminars ernannt und vier Jahre später dessen Rektor. Allen existierenden Berichten zufolge war Feofan ein wahrer Mensch Gottes und besaß eine enorme geistliche Tiefe. Der religiöse Schriftsteller und Staatsbeamte Fürst Nikolai Schewachow nannte Feofan einmal einen „Mönch von außergewöhnlicher Veranlagung und enormer Autorität“, einen Mann, der einen großen Einfluss nicht nur auf die Seminaristen ausübe, sondern auf die höchsten gesellschaftlichen Kreise der Hauptstadt. Sogar die Autorin Sinaida Hippus, die mit der russischen Geistlichkeit meist recht kritisch ins Gericht ging, bezeichnete Feofan als „Mönch von seltener Demut, der ein ruhiges, gerechtes Leben lebte“. Hippus vergaß nie, wie sie Feofan kennengelernt hatte: „Ich erinnere mich an ihn, er war klein, dünn, ruhig, hatte ein dunkles, strenges kleines Gesicht und schwarzes Haar, das so glatt aussah, als sei es ange-

klebt.“¹³ Wie andere Kleriker seiner Zeit war er stets auf der Suche nach religiösen Männern aus dem *narod*, die ungeschliffen und ungebildet waren, aber eine umso lebendigere Kirche verkörperten. Wie Feofan zu den Seminaristen sagte: „Die Männer Gottes existieren noch immer auf Erden. Bis zum heutigen Tag ist unser Heiliges Russland voll von Heiligen. Gott sendet seinem Volk von Zeit zu Zeit Trost in der Gestalt gerechter Männer. Sie sind die tragenden Säulen des Heiligen Russland.“¹⁴ Feofan genoss es, sich mit diesen „Männern Gottes“ zu umgeben, mit ihnen zu reden und zuzuhören, wie sie über Gott und den Glauben diskutierten; ihre Worte trugen ihn weit fort von der profanen Realität von St. Petersburg, hinein in eine andere Welt.

Als Rasputin bei Bischof Sergei auftauchte, bat der Feofan hinzu, und Feofan war von dem Mann Gottes aus Sibirien, der sich „Bruder Grigori“ nannte, sofort fasziniert. Genau wie Wenjamin staunte auch Feofan über den psychologischen Scharfblick des Fremden, der den Eindruck erweckte, er könne hellsehen. Aus ihren Gesprächen wurde klar, dass dem Mann das Buchwissen fehlte, doch, wie sich Feofan nach der Revolution erinnerte, hatte er „ein ganz subtiles Verständnis des Spirituellen, das auf eigenem Erleben beruhte“.¹⁵ Bald traf sich Feofan regelmäßig mit Rasputin, und sein Erstaunen über den Pilger aus Sibirien wuchs. Er erzählte anderen von Bruder Grigori und nahm sie mit, um dessen Worten zu lauschen. Dazu gehörten auch zwei weibliche Verwandte von Feofan, die er ins Seminar einlud, um ihnen seine Entdeckung zu präsentieren. Als sie den Garten des Seminars betraten, teilte Feofan ihnen ganz aufgeregt mit, sie würden gleich einen Mann von seltener Heiligkeit und Einsicht erleben, der erst vor Kurzem aus Sibirien eingetroffen sei. „Ich habe noch nie jemanden so beten hören wie ihn“, sagte er. Wer mit ihm gebetet habe, der sehe sein eigenes Leben hinterher klarer und finde es leichter zu ertragen, versprach er den jungen Damen. Darüber hinaus verfüge der Fremde über die Gabe der Hellsichtigkeit: Er könne jedem Menschen seine Vergangenheit und Zukunft am Gesicht ablesen – eine Gabe, die er sich durch Fasten und Gebete erworben habe.¹⁶

Jedem, der ihm zuhörte, berichtete Feofan von Rasputin und seinen Wunderkräften. Als er im Sommer 1906 nach Schyatomyr reiste, wohnte Feofan bei der Familie von Anna Obuchowa, der Tochter eines

reichen Kaufmanns. Anna befand sich gerade in einer spirituellen Krise und erwog, in ein Nonnenkloster zu gehen. Feofan riet ihr davon ab. „Erhalte dich der Welt!“, wies er sie an. Er erzählte Anna von dem Mann aus Sibirien – „er ist ein Heiliger, ein wahrer Heiliger!“ – und sagte, sie solle sich unbedingt mit ihm treffen. Wenn ihr jemand helfen konnte, da war sich Feofan sicher, dann war es Rasputin.¹⁷

Wieso ging Rasputin überhaupt nach St. Petersburg? Auf diese Frage gibt es keine eindeutige Antwort. Nach Rasputins eigener Aussage (und der einiger zeitgenössischer russischer Historiker mit nationalistischer Tendenz) wollte er Geld auftreiben, um daheim in Pokrowskoje seine Kirche zu bauen. Der Historiker und Dramatiker Edward Radsinski vermutet allerdings eine viel umfassendere und geradezu böswillige Motivation: Radsinskis Ansicht nach wollte Rasputin „sowohl Petersburg als auch diese ganze Welt der ‚Zaren‘ zugrunde [...] richten“. Wenn wir Rasputins Tochter Maria Glauben schenken, waren die Gründe indes viel banaler: Er wollte eine bessere Schule für Maria finden, die er in Kasan hatte lassen müssen, in der Obhut einer wohlhabenden Familie, und er wollte Feofan und die anderen Geistlichen nicht enttäuschen, die ihn baten, sich in Petersburg niederzulassen.¹⁸

Die wahrscheinlichste Antwort liegt in einer Kombination mehrerer Faktoren, nämlich Rasputins Charakter, seiner spirituellen Suche und dem Erfolg seines Besuchs in Kasan. Rasputin, der Wanderer, der Suchende, hatte Tausende von Kilometern zu Fuß zurückgelegt, er hatte zahllose Städte, Kirchen und Klöster gesehen. Das Alexander-Newski-Kloster war nun einmal einer der wenigen Orte, die er noch nicht besucht hatte. Und welcher Russe hätte nicht gerne mit eigenen Augen die Hauptstadt gesehen, den Wohnsitz der Zaren? Rasputin war von Hause aus neugierig, aber er war auch ehrgeizig. Er kannte viele von Russlands heiligen Stätten und hatte mit vielen heiligen Männern gesprochen; er hatte sie mit seinen spirituellen Gaben beeindruckt – Gaben, die ihm damals kaum jemand absprach und auf die Rasputin sehr stolz war. Wir werden nie wissen, ob es Chrisanfs oder Rasputins Idee war, ihm ein Empfehlungsschreiben an Bischof Sergei mitzugeben. Das wahrscheinlichste Szenario ist, dass Chrisanf diesen Brief aus freien Stücken und echter Überzeu-

gung schrieb (welchen Grund hätte er sonst gehabt?) und dass Rasputin keinerlei Scheu oder Selbstzweifel hatte, diesen für ihn so wichtigen nächsten Schritt auf seiner Reise zu tun. Rasputins Ankunft in St. Petersburg markierte „den Ausgangspunkt für so viel Ungemach in seinem Leben“, wie Maria sich später erinnerte:

Mein Vater war damals fast 40 Jahre alt [in Wirklichkeit war er etwa 36]; sein Charakter war also bereits vollständig ausgebildet. 20 Jahre lang war er auf Pilgerreisen und Wanderungen gewesen, stets zu Fuß; dies und sein Leben als Bauer, seine Liebe zum Erdboden und zur Einsamkeit hatten ihn zu einem warmherzigen, freundlichen Menschen gemacht, der die Einfachheit und eine schnörkellose Redeweise schätzte. Und zugleich war er auf fast anmaßende Weise unabhängig geworden, so wie es oft bei Einsiedlern der Fall ist. Man sagte ihm nach, er sei ungebildet und verantwortungslos; wenn es ums Geld ging, mochte das sogar stimmen. Aber zugleich legte er im Umgang mit anderen Menschen eine außergewöhnliche Hellsichtigkeit an den Tag, die es ihm ermöglichte, im Handumdrehen ihre geheimsten Regungen zu ergründen. [...]

Sein Auftreten und Aussehen waren robust, er war es gewohnt, stets seine Meinung zu sagen, und er ließ sich niemals einschüchtern, denn er lotete stets alle Tiefen der Gedanken der Menschen aus. So war er, mein Vater [...].

Doch die Hauptstadt, kultiviert, weltlich und zynisch, wie sie war, nahm einen Bauern nicht allzu freundlich auf. Viele, viele Menschen wandten sich schon bei seinem bloßen Anblick von ihm ab. Schmutzig nannten sie ihn, obwohl er es gar nicht war, und liederlich, nur weil er Haar und Bart nicht nach der Mode der weltgewandten St. Petersburger Männer trug. Seine Weigerung, vor den Reichen und Mächtigen zu buckeln, sahen sie als Zeichen schlechter Erziehung.¹⁹

In St. Petersburg kam Rasputin vom rechten Weg ab. Wie er Fürst Wladimir Meschtscherski, dem erkonservativen und offen homosexuellen Vertrauten von Zar Alexander III., einige Jahre später mitteilte, fand er es „schwierig, hier zu leben. Es gibt keine regelmäßigen Stunden, keine regelmäßigen Tage, nichts als Freizeit, und das bedeutet den Tod der Seele [...]. Das Schicksal führte mich in die Hauptstadt. Es ist so laut hier, dass die Menschen den Verstand verlieren ...

Es ist wie ein lautes Rad ... Oft schwillt mir von alldem das Gehirn an.“²⁰ Auf der Straße, sagte er, kam er sich vor wie ein Blinder.

In St. Petersburg war es so laut, dass er kaum klar denken konnte. Das fand Rasputin zwar abstoßend, zugleich faszinierte es ihn aber auch, und nachdem er einmal von den Reizen der Großstadt gekostet hatte, konnte Rasputin nicht mehr davon lassen. Er würde nie wieder als einfacher, armer Pilger über Land ziehen und den Dörflern Moralpredigten halten. Seine früheren Gewohnheiten, die ihn als einen aus dem *narod* ausgewiesen hatten, starben hier und jetzt. Der unabhängige Freigeist, der nichts von den Versuchungen der mondänen Gesellschaft wusste und von den verführerischen Qualitäten der Macht, gehörte der Vergangenheit an, auch wenn er sein früheres Leben als Wanderer nie vergessen sollte und weiterhin zu seinem Vorteil zu nutzen wusste. Gawriil hatte es prophezeit: Wenn Rasputin nach St. Petersburg ginge, so wäre das sein Untergang. Und er sollte recht behalten.

Maria schrieb, der Umzug nach St. Petersburg sei der entscheidende Wendepunkt im Leben ihres Vaters gewesen, denn das Stadtleben habe ihn nach und nach verdorben. Auch wenn sich sein Leben dort zunächst kaum von dem zu Hause in Pokrowskoje unterschied, gab Rasputin mit der Zeit immer öfter der Versuchung nach und ließ sich „von den Verlockungen der Hauptstadt fesseln“. ²¹ Es war ein schleichender, aber unaufhaltsamer Prozess. Wie sich Wenjamin erinnerte, begannen schon kurz nach Rasputins Ankunft in St. Petersburg „fromme Menschen, vor allem Frauen, diesen außergewöhnlichen Mann zu lobpreisen, und sein Bekanntenkreis wuchs. ‚Er ist ein Heiliger‘, riefen die Leute, als sein Ruhm weiter zunahm. Gerade die seelisch Ausgehungerten innerhalb der feinen Gesellschaft suchten die Nähe dieses ‚Lichts‘.“

Wie Fürst Schewachow feststellte, hatte die Petersburger Elite zwar ein gewisses Interesse an religiösen Fragen, wusste aber kaum etwas über die orthodoxe Kirche und hatte nur wenig Kontakt zum Klerus. Sie war naiv und ließ sich von dem Starez aus Sibirien nur allzu leicht beeindrucken – von seinen seltsamen Gewohnheiten und mysteriösen Äußerungen, davon, wie er sich nicht im Geringsten um Reichtum und Status zu scheren schien und sich überhaupt nicht beeindrucken ließ von den Aristokraten mit „vergoldeten Palästen

und hochtrabenden Titeln – er redete jeden mit *ty* an, dem informellen „Du“. ²² Feofan wollte allen seine Entdeckung zeigen und führte Rasputin in den diversen St. Petersburger Salons ein, die damals im kulturellen Leben der Stadt eine entscheidende Rolle spielten. Hier trafen sich die wichtigsten Vertreter von Adel, Kirche, Kunst und Kultur, der Presse, des Zarenhofs und des Staatsapparats, um intellektuell anregende Gespräche zu führen.

Einen der einflussreichsten Salons veranstalteten Großfürstin Sofia Ignatjewa (geb. Fürstin Meschtscherskaja) und ihr Ehemann, Graf Alexei Ignatjew, seines Zeichens stellvertretender Innenminister. In ihrer riesigen, nur schwach beleuchteten Wohnung an der Französischen Promenade, Hausnummer 26, gingen die Prominenten ein und aus – bedeutende Geistliche wie der Mönch und spätere Metropolit Serafim (Leonid Tschitschagow) und Bischof Germogen (Georgi Dolganow), bekannte Autoren und Journalisten wie Wassili Skworzow, der Herausgeber der monarchistischen Tageszeitung *Die Glocke*, und diverse Angehörige der High Society wie Ljubow Golowina und Alexandra Tanejewa. Viele dieser Menschen wurden erst zu glühenden Verehrern des Mannes, den Feofan ihnen in Ignatjewas Wohnung vorstellte, und später zu seinen Feinden. Die Großfürstin hatte einen Hang zu verschiedenen Formen der Mystik; sie hatte, so behauptete sie zumindest, prophetische Träume, die sie im Salon besprach. Einmal erschien ihr Vater Serafim und sagte: „Unter uns befindet sich ein großer Prophet. Er soll dem Zaren den Willen der Vorsehung offenbaren und ihn auf den Weg zum Ruhm führen.“ ²³ Die Großfürstin hatte keinen Zweifel, wer dieser Prophet war: Rasputin.

Rasputin besuchte auch den Salon der verwitweten Baronin Warwara Iskul von Gildebrand in deren prachtvoller Wohnung in der Kirotschnaja-Straße 18. Die Baronin hatte vielfältige Interessen, von Literatur und Kunst über Politik bis hin zu kirchlichen Angelegenheiten, und so kamen ihre Gäste aus ganz unterschiedlichen Bereichen, es waren Großfürsten und Großfürstinnen, Staatsminister, Sozialisten, Priester, Tolstoianer. Die Baronin selbst fand Rasputin nicht allzu überzeugend, aber nichtsdestoweniger höchst unterhaltsam. Ihren St. Petersburger Freunden pries sie ihn als Exoten an und amüsierte sich darüber, wie er allen Gästen ungeachtet ihres sozialen

Status zur Begrüßung und zum Abschied einen Kuss gab. So etwas tat man in den vornehmeren Kreisen von St. Petersburg natürlich nicht, sie hielt es für einen Brauch vom Lande.²⁴

Von dem Historiker Wladimir Bontsch-Brujewitsch, der sich eingehend mit religiösen Sekten in Russland beschäftigte – er selbst war überzeugter Bolschewik und später persönlicher Sekretär von Lenin – besitzen wir einen detaillierten Bericht über seine erste Begegnung mit Rasputin in der Wohnung der Baronin:

Kurz nach acht erschien Rasputin. Mit freiem und leichtem Schritt betrat er Warwara Iwanownas Salon, wo er, wie es schien, nie zuvor gewesen war, und während er noch den Teppich entlang auf seine Gastgeberin zuschritt, überfiel er sie mit den Worten: „Was um alles in der Welt hast du nur getan, meine liebe Frau, wieso hast du deine Wände bloß unter so vielen Gemälden versteckt, man kommt sich hier ja vor wie in einem richtigen Museum, und wenn man bedenkt, dass man mit einer Wand fünf hungrige Dörfer ernähren könnte, oh, schau dir nur einmal an, wie du und deinesgleichen hier lebt, während die armen Bauern verhungern ...“ Warwara Iwanowna stellte Rasputin nach und nach ihren Gästen vor, und er stellte Fragen über Fragen: Ist Madame A verheiratet? Wo ist ihr Gatte? Warum ist sie allein gekommen? Wenn wir zusammen wären, würde ich mich so um dich kümmern, wie du bist [...]. So führte er seine Unterhaltungen, ganz ausgelassen, scherzhaft, spielerisch und zwanglos. [...]

Ich achtete vor allem auf seine Augen. Sein Blick war immer konzentriert und direkt, und in seinen Augen spielte die ganze Zeit ein seltsames phosphoreszierendes Licht. Er streichelte seine Zuhörer ununterbrochen mit den Augen, und manchmal wurde er beim Reden plötzlich langsamer, dehnte die Worte und verlor schließlich den Faden, als ob er an etwas anderes denke. Und dann fixierte er jemanden mit seinem Blick, ganz direkt, sah der Person minutenlang direkt in die Augen, während er immer weitersprach, aber in einer verwirrenden Weise, sodass die Worte bald gar keinen Zusammenhang mehr erkennen ließen. Und dann kam er mit einem Mal wieder zu sich; dann war es ihm sichtlich peinlich, und er versuchte, das Thema zu wechseln und begann ein neues Gespräch. Ich bemerkte, dass gerade sein unentwegtes Starren den größten Eindruck auf die versammelte Gesellschaft machte, vor allem auf

die Frauen, denen bei seinem Blick ganz unbehaglich zumute wurde und die ihn dennoch zaghaft aus dem Augenwinkel beobachteten und sich ihm manchmal sogar wieder näherten, um noch ein wenig mehr mit ihm zu sprechen, mehr davon zu hören, was er zu sagen hatte. Wenn er mit jemandem sprach, wandte er sich manchmal plötzlich und ganz abrupt jemand anderem zu, nach dem er 15 oder 20 Minuten zuvor gesucht hatte. Dann wieder brach er das Gespräch ab und begann langsam und gedehnt vor sich hin zu reden: „Nein, Mutter, das ist nicht gut, gar nicht gut ... So kann man nicht leben, sieh dich nur einmal an ... Glaubst du wirklich, mit einer Beleidigung lässt sich die Angelegenheit aus der Welt schaffen ... Du brauchst Liebe ... Ja ... Liebe ist es, was brauchst ...“ Und dann wandte er sich genauso plötzlich wieder seinem früheren Gesprächspartner zu oder begann eine neue Konversation oder durchmaß rasch den Raum, manchmal nahm er einen Moment lang Platz oder beugte sich hinunter, und die ganze Zeit über hörte er nicht auf, sich höchst geschäftig die Hände zu reiben.

All das hinterließ bei den Anwesenden einen bleibenden Eindruck. Sie begannen zu flüstern und sagten, er habe in bestimmten Angelegenheiten die Zukunft geweissagt, und er verfüge über wichtige Erkenntnisse. Eine nervöse Stimmung begann sich im Raum auszuweiten, von der Art, wie man sie auch in den Klöstern erlebt, wenn Starzen und Seher anwesend sind.²⁵

1912 lud die Baronin Sinaida Hippus in ihren Salon ein, um ihr Rasputin vorzustellen. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits in ganz Russland berühmt – oder besser gesagt: berüchtigt. Hippus und ihr Ehemann, der Schriftsteller und Philosoph Dmitri Mereschkowski, lehnten jedoch ab. Sie sagte, im Gegensatz zu so ziemlich jedem anderen in der Hauptstadt hätten sie kein Interesse, sich unter die Schaulustigen zu mischen, die einen Blick auf Rasputin werfen wollten – eine Entscheidung, die, wie sie fand, ihr selbst wie auch Rasputin zur Ehre gereiche.²⁶

Das Schriftstellerehepaar war allerdings deutlich in der Minderheit. Es schien, als könnten die meisten Menschen gar nicht genug von Rasputin und anderen wundersamen Männern Gottes bekommen, die damals in den Salons herumgereicht wurden. Der Grund dafür, so ein Journalist, war ein ganz einfacher:

In den goldenen Salons wird das Leben viel schneller langweilig als in bürgerlichen Wohnungen und bescheidenen kleinen Kammern. Für Geld kann man alles bekommen, was das Leben bietet, doch wir haben einen Punkt erreicht, an dem selbst die fantastischsten Möglichkeiten keine Erfüllung mehr bieten. Dabei hat man alles versucht! In solchen Fällen neigen die Leute dazu, sich auf das zu stürzen, was jenseits des menschlichen Fassungsvermögens liegt, sei es ein lebender Heiliger oder ein heiliger Narr oder Epileptiker. Vielleicht liegt da ja eine neue Erfahrung, vielleicht eröffnet es neue Möglichkeiten, eine neue Realität. Genau aus diesem Grund tauchen solche obskuren, geheimnisvollen Gestalten wie Rasputin überhaupt erst auf.²⁷

Russland, so schloss er, erlebe gerade „seltsame Zeiten.“

7. Der verrückte Mönch

Im Theologischen Seminar von St. Petersburg lernte Rasputin einen Geistlichen kennen, der einer seiner größten Verbündeten werden sollte – und einer seiner größten Feinde. Das Leben von Sergei Trufanow war fast so außergewöhnlich wie das von Rasputin. Er stammte aus einer Kosakenfamilie und wurde 1880 am Don im Süden Russlands geboren. Im Jahr 1901 trat er dem Theologischen Seminar bei und wurde ein Protegé von Feofan und Bischof Sergei, unter dessen Leitung er im November 1903 zum Mönch geweiht wurde und den Ordensnamen Iliodor erhielt. Nach seinem Abschluss am Seminar im Sommer 1905 wurde Iliodor als Dozent für Homiletik an die Theologische Hochschule Jaroslawl berufen. 1906 unterrichtete er dann am Seminar von Nowgorod, und noch im selben Jahr wurde er ins Heilige Himmelfahrtskloster in Potschajewsk im Westen der Ukraine versetzt.

Dass er in so schneller Folge so viele Stationen absolvierte, war nicht etwa eine Auszeichnung: Es lag an Iliodors rebellischem Wesen. In der lokalen Presse von Potschajewsk war über den jungen Mönch zu lesen: „Dieser bemerkenswerte Mann, fast noch ein Junge, mit seinem sanften, hübschen, weiblichen Gesicht, der dennoch einen mächtigen Willen hat, zieht stets Scharen gewöhnlicher Menschen an, wo er auch auftaucht. Seine leidenschaftlichen, inspirierenden Worte über Gott und die Liebe zu Zar und Vaterland hinterlassen einen tiefen Eindruck beim Volk und wecken in ihm den Hunger nach Heldentaten.“¹

Selbst seine Gegner mussten zugeben, dass Iliodor ein außergewöhnlicher Redner war. Er konnte die Menschen fesseln wie kaum ein anderer und brachte viele dazu, ihm zu folgen. Nur die Richtung, in die sie ihm folgen sollten, war eine üble. Mochte Iliodor auch aussehen wie ein Engel – seine Seele war die eines Verbrechers. Ein Biograf hat ihn als „Protofaschisten“ bezeichnet. In einer Zeit, in der der Antisemitismus ohnehin sehr verbreitet war, war Iliodor für seinen besonders extremen, gewaltbereiten Hass auf die Juden bekannt. Er unterstützte lautstark den monarchistisch-nationalistischen Bund des russischen Volkes (der zu den berüchtigten Schwarzhundertern gehörte) und attackierte jeden, den er als Feind sah. Bald begann er,

seine Ansichten in einer Reihe von Artikeln und Broschüren unter die Leute zu bringen. Darin behauptete er, dass Russland sich „fest in jüdischen Ketten“ befinde.²

Seiner Broschüre von 1906 mit dem Titel *Wann ist das endlich alles vorbei?*, in der er sich direkt an den Zaren wendet, kann man entnehmen, welches Bild Ilidor von Russland hatte. Das Land, schrieb er, werde von den Juden, den Journalisten, der Duma und der „kriminellen Menschlichkeit“ des russischen Rechtssystems zugrunde gerichtet. Das „Ende der Zeiten“ sei nah: „Wir sind überzeugt davon und predigen unerbittlich, dass eines Tages die Zeit des Antichrists für das Heilige Russland anbrechen wird.“ Russland könne aber gerettet werden, es sei noch nicht zu spät, ließ Ilidor seine Leser wissen, nur müsse der Zar endlich handeln, und zwar mit starker Hand: Gewalt sei die einzig richtige Antwort. Die Todesstrafe müsse wieder eingeführt werden. Wer es wage, den Namen Gottes zu beleidigen, müsse „auf grausamste Art und Weise hingerichtet werden“. Die russischen Gerichte müssten endlich die ihnen angestammte Rolle wieder einnehmen als „kürzester Weg zum Galgen, zum Beil, zur Kugel“. Und man solle solchermassen nicht nur Verbrecher bestrafen, sondern auch „Verleumder, lügende Journalisten und Anstifter!“ Im ganzen Land, vor allem aber am Zarenhof, müsse man „alle, in deren Adern ausländisches Blut fließt“, zusammentreiben und aus Russland verbannen. Die Tür zum Westen, die Peter der Große 200 Jahre zuvor aufgestoßen habe, müsse sofort wieder geschlossen werden, und zwar für immer. Um den Herrscher in diesem epochalen Kampf zu unterstützen, stelle Ilidor sich als treuester Untertan vor Nikolaus. Er sei bereit, Russland auch noch vom letzten westlichen Überbleibsel reinzuwaschen. Mit ihm, ließ er den Zaren großspurig wissen, marschiere eine ganze Armee, nicht nur die Schwarzhunderter, sondern Schwarze Millionen: „Wir sind nicht schwarze Hundert, wir sind Millionen, wir sind die schwarzen Millionen, ja, wir sind Dutzende Millionen.“³

Sein ehemaliger Gönner Erzbischof Antoni (Alexei Chrapowizki) musste zugeben, dass Ilidor einem „hysterischen Wahnsinn“ anheimgefallen war. Lenin indes sah hier etwas Größeres am Werk, er sah in Ilidor die Verkörperung eines ganz neuen Phänomens in Russland, einer „obsuren Bauerndemokratie der allerschlimmsten

Art“.⁴ Ob obskur oder nicht, die offizielle Kirche war bereit für eine Bauerndemokratie, und Iliodor war ständig in Schwierigkeiten. In Jaroslawl zerstritt er sich mit dem Rektor, Vater Jewsewi (Jewstafi Grosdow), der ein scharfer Gegner des Bundes des russischen Volkes war. Iliodor wurde nach Nowgorod versetzt. So ging es mehrere Jahre lang: Die Kirche reichte ihn von Stadt zu Stadt weiter, drohte ihm Strafen an und beobachtete ihn, bis Iliodor nach ein paar Jahren genug hatte und voller Zorn seinem Glauben abschwor.

The Mad Monk of Russia nannte Iliodor seine Autobiografie. Wie all seine Schriften quillt sie geradezu über vor paranoidem Größenwahn. Sie ist eine seltsame Mischung aus Tatsachen, Fehlinformationen und schamlosen Lügen, und sie trug maßgeblich zur Mythenbildung um Rasputin, den „heiligen Teufel“ von Russland, bei. Er schrieb sie, nachdem er nach einem gescheiterten Attentat auf Rasputin aus Russland hatte fliehen müssen. Iliodor hatte es nicht geschafft, Rasputin zu töten; nun wollte er ihn wenigstens mit den Mitteln des Wortes vernichten.

„Mein Leben begann in der Hütte eines armen Bauern“, beginnt die Autobiografie des tief verletzten Iliodor, „es blühte in Königspalästen und endete schließlich wieder ganz unten, voller Angst, in der Verbannung in einem fremden Land.“ Iliodor beschreibt, wie sein Leben zunächst ganz ähnlich wie das von Rasputin verlief – von der Armut bis zur Macht. Er gewann Einfluss und Ansehen und wurde sogar berühmt. Und wie Rasputin genoss auch Iliodor, wie er anmerkt, die Gunst des Zaren. Doch das reichte ihm nicht, im Gegensatz zu Rasputin hätten diese weltlichen Dinge ihn nicht erfüllt. Iliodor wollte mehr, er suchte nach dem „Licht der Wahrheit“, und auf dieser Suche entdeckte er die böse Wahrheit über Rasputin.⁵ Zunächst habe er noch mit seinem eigenen Gewissen gekämpft, doch am Ende habe er beschlossen, Rasputin den Garaus zu machen, um Russland zu retten. Und dafür, behauptete Iliodor, habe Rasputin ihn zerquetschen lassen.

Iliodor überlebte Rasputin um mehr als 30 Jahre, aber es gelang ihm nie, aus seinem Schatten zu treten.

Teil zwei

Unser Freund

1905–1909